

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XVII. JAHRGANG 1940

2.

HEFT / FEBRUAR

VERFEHLUNG UND VORBILD:

Englisches Mandat gegen italienische Reichsbildung

Kühn: Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges

Parthau: Die türkische Flotte in der Falle

Leifer: Der Freiheitskampf der Araber

Porini: Mandats-Wirtschaft in Deutsch-Ostafrika

Dresler: Raum- und Kulturpolitik des italienischen Imperiums

v. Saalfeld: Entwicklungsvorgänge in Abessinien

Berichte — Kurznachrichten

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480 444

SCHRIFTFÜHRUNG:

Hauptmann Kurt Vowinkel, Feldpostnummer 19818

**Manuskripte und Buchzusendungen werden erbeten nach:
Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36. Fernsprecher 3742**

XVII. JAHRGANG / HEFT 2 / FEBRUAR 1940

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

<i>Johannes Kühn: Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges</i>	57— 62
<i>Hans Parthau: Die türkische Flotte in der Falle</i>	63— 64
<i>Walter Leifer: Der Freiheitskampf der Araber</i>	65— 70
<i>v. Porini: Mandats-Wirtschaft in Deutsch-Ostafrika</i>	71— 76
<i>Adolf Dresler: Raum- und Kulturpolitik des italienischen Imperiums</i>	77— 81
<i>Enzio von Saalfeld: Entwicklungsvorgänge in Abessinien</i>	82— 89

BERICHTE

<i>***: Durchblicke im atlantischen Raum</i>	90— 94
<i>Karl Haushofer: Bericht aus dem indopazifischen Raum</i>	95—100
<i>Hans Hummel: Kurznachrichten</i>	100—102

SCHRIFTTUM

<i>Kurt Vowinkel: Ein estländischer Dichter</i>	102
<i>Hans Hummel: Kriegsbüchertafel</i>	103—104

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES:

Dr. Adolf Dresler, München, Reichspressestelle der NSDAP., Karlstr. 18 — Prof. Johannes Kühn, Dresden-Weißer Hirsch, Neubühlauer Str. 7 — Walter Leifer, Feldpostnummer 10428, Luftgaupostamt Münster i. W. — Hans Parthau, Anschrift durch den Verlag — v. Porini, Anschrift durch den Verlag — Enzio von Saalfeld, München-Grünwald, Hubertusstr. 4 — Prof. Dr. Karl Haushofer (AfG), München O 27, Kolberger Str. 18 — Hans Hummel, Wusterhausen/Dosse, Seestr. 16

Die Bezeichnung (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Preis: Vierteljahr RM 5.50 / Studenten u. Mitglieder d. AfG. RM 4.40 / Einzel RM 2.— / Jahrg. m. Inhaltsv. RM 22.—
Gebunden (2 Bände) RM 28.— / **Register** für den Jahrgang RM —.90 / **Inhaltsverzeichnis** kostenlos / **Einbanddecke** für den Halbjahresband RM 2.—

Postscheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag / LUDWIGSHAFEN 124 61 / WIEN 559 18

KURT VOWINKEL VERLAG / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

JOHANNES KÜHN**Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges**

Jede geschichtliche Begebenheit hat Ursachen und Folgen, nicht jede hat einen „Sinn“. Sie hat „Sinn“ nur, wenn sie schicksalhaltig ist, ihr Sinn enthüllt sich uns erst, wenn wir — durch Ursachen und Folgen hindurch — ihren Schicksalcharakter erkennen.

Der gegenwärtige Krieg ist im höchsten Maße schicksalhaltig; nichts Wesentliches an ihm ist zufällig. Überall reicht er in letzte Gegebenheiten des Raumes, der Menschen und ihrer Tradition, in die Tiefen von Erde und Geschichte hinein. Alle seine Hauptprobleme sind alt, sie standen auch im letzten Krieg antworthaltend vor uns. Wir glauben aber, daß wir heute besser gerüstet sind, auf die in jenen Problemen enthaltenen Fragen Antwort zu erteilen, daß wir heute mehr Subjekt des Schicksals sind als damals.

Die Probleme sind folgende: 1. Das Problem des europäischen Ostens oder: die Ostgrenze Europas. Es brachte damals wie heute den Krieg ins Rollen, ohne daß sich seine Bedeutung damit erschöpfte. 2. Das Problem der Führung in Europa. Es betrifft nichts anderes als das deutsch-französische Verhältnis. 3. Das Problem des englischen Weltraumes und dessen Zukunft. Es ist an Umfang das größte, enthält die größte Spannung. Endlich 4. das Problem von Krieg und Revolution. Es betrifft den Kampf älterer und neuerer Lebensformen. Nur über die drei ersten, die eigentlich geopolitischen Probleme, wird im folgenden gehandelt. Die Erörterung des vierten wird in einer erweiterten Sonderausgabe hinzutreten.

*

1. Das Problem des europäischen Ostens. Seit Jahrtausenden wiederholt die Geschichte unseres sich in Nordasien verlierenden Erdteils denselben Rhythmus: Im Norden und Osten des Gebietes bilden sich jüngere Völker, die nach Süden und Westen aufbrechen. Irgendwo erreichen sie das Meer, vermählen sich mit dem Boden, überdecken die Vorbevölkerung, verdichten ihre Kultur. Andere Völker drängen ihnen nach. Diesen setzen sie sich entgegen und geraten darüber aus der offen aggressiven Richtung nach Südwesten in die oft mehr defensive Aggressive nach Nordosten. Dasselbe Schicksal erleidet jedes der nachdrängenden Völker. Damit werden Vor- und Rückstöße immer kürzer, da sie bald abgefangen werden und immer teurer bezahlt werden müssen. So füllte sich Europa anfangs locker, später immer fester mit Völkern aus Nordost. Das alte Gefäß nach Südwest lebt nur noch im Osten bei verschiedenen slawischen Völkern, der Rückstoß nach Nordost ist jedoch noch weit lebendiger. Selbst das am weitesten nach Südwest gedrungene Spanien hat jahrhundertlang in einer nach Italien, ja sogar nach Nordwest- und Mitteleuropa gerichteten Politik diesem geopolitischen Gesetz Europas seinen Zoll gezahlt. Alle anderen Großvölker Europas tun es noch heute, indem sie in irgendeiner, sei es politisch-militärischen, sei es diplomatischen oder wirtschaftlichen Form aggressive Verteidigungsstöße nach Osten führen. Das einzige Großvolk, das dem genannten Gesetz noch heute in seinen beiden Teilen gehorcht, ist das russische. Es steht noch im Südwestgefäß, weil es die ihm zusagende Meerlage noch

nicht erreicht hat, und es konnte seit Jahrhunderten weiteste Stöße nach Osten ausführen, weil und seit es keine von Osten her nachdrängenden Gegner von Rang mehr hatte. Auch das kleinere Polen, das durch Spruch der Großmächte wieder zur Selbständigkeit gerufen wurde, spürte, ungeachtet der künstlichen Verbindung mit dem Meer, die man ihm schuf, deutlich das Wirken jenes Gesetzes in seinem Leibe: genau wie in den früheren Jahrhunderten seiner Selbständigkeit bildete sich ein nach Westen gerichteter Stoßwille neben der nach Osten gerichteten Rückstoßfront.

Das diesem Gesetz gehorchende Europa würde also von Spanien bis zu den Tschuktschen und nach Wladiwostok reichen?

Die alte auch geographisch unmögliche Vorstellung eines bis zum Ural reichenden Europa hätte längst aufgegeben werden sollen. Der riesige, aus Europa und Asien bestehende zusammenhängende Erdteil besitzt keine entscheidende vertikale Naturgrenze. Er ist vielmehr in seiner ganzen gewaltigen Länge horizontal aufgeteilt: An den französischen Küsten beginnt jene tiefe Ebene, die in Rußland zu mächtiger, den ganzen sogenannten Erdteil einnehmender Breite anschwillt, in dem Gebiet dicht hinter dem Ural, der die Ebene mehr akzentuiert als scheidet, ihre größte Breitenausdehnung erreicht, um in Nordasien wieder schmaler zu werden bzw. sich auf eine unendliche Hügelplatte zu heben — entlang den gewaltigen Ketten der Asien vom Pamir nach Kamschatka durchziehenden Gebirge. Und ebenso ist, mit der Iberischen Halbinsel angefangen, ganz Südeuropa von Gebirgen bedeckt, die ihre Fortsetzung in den ungeheuren Asien bis zum Stillen Ozean durchschwingenden Systemen haben. Der Unterschied ist nur, daß der unmittelbare Zusammenhang der südlichen, d. h. der Berghälfte Europa-Asiens durch den großen (von den Gebirgen gleichsam übersprungenen) Wassergraben Mittelmeer—Ägäis—Marmarameer—Schwarzes Meer wirklich gestört ist, während der Zusammenhang der europäisch-asiatischen Ebene von der Natur ebenso stark betont ist. In der Bergzone gibt es also Europa und Asien, in der Ebenenzone nicht. Mag der Wassergraben der Bergzone seit undenklichen Zeiten von beiden Seiten immer wieder überschritten worden, ein Reich nach dem anderen rittlings darüber errichtet sein, er blieb im tieferen Sinn eine Scheide und Sperre. Umgekehrt in der Ebenenzone: mögen in ihr noch so große Gegensätze herrschen (schon klimatisch!), sie gehen ohne deutliche Scheidung ineinander über, das ganze Gebiet ist unzerrissen, ungegliedert. Da nun aber im Süden Europa und Asien deutlich getrennt sind, andererseits im eigentlichen Europa die Trennung von Nord und Süd durch natürliche Grenzen frühzeitig überwunden wurde, während die entsprechende Trennung von nördlicher Ebene und südlichen Bergländern in Asien noch heute enorm ist, so folgt, daß zwischen Gesamteuropa und dem ebenen Nordteil Asiens ein natürlicher Zusammenhang besteht.¹⁾

In der Tat sind es die europäischen Völker, die dies ganze Gebiet bewohnen, im Osten wenigstens durchsetzen und beherrschen. Ist es darum eine Einheit? Wäre das der Fall, dann läge das Gewimmel kleinerer und kleinster Völker, die in der

1) Ich bemerke nur nebenbei, daß Forschungen auf den verschiedensten Gebieten zu ähnlichen Ergebnissen führen. Ein Beispiel. In der Hirtfestschrift 1936 schreibt der Anthropologe v. Eickstedt: „Asien in biologischer, räumlicher und rassischer Hinsicht beginnt erst jenseits des Altai“. Der „Waldgürtel zwischen Alpen und Altai“ sei „echter europider Boden“ und erst jüngst tendenziös „in ein angebliches Asien umgefälscht“ (I, 360).

ganzen Nordsüdausdehnung vom Eismeer bis nach Griechenland in verschiedener Breite sich zwischen Westen und Osten lagern, ja im Herzen dieser Gebietseinheit! Hier wäre die Mitte Europas! In Wirklichkeit liegen sie jedoch peripherisch, und zwar peripherisch zugehörig zur westlichen europäischen Kultur. Denn es gibt zwei europäische Kulturen: und das ist also die Gliederung, die erst Menschen und Geschichte in das große Gebiet von Spanien bis Sibirien gebracht haben¹⁾: es zerfällt in zwei verschiedene Kulturgebiete, das eigentlich europäische und das russische, besser das eurasiatische.

Trotz einiger Wurzelverwandtschaften sind europäische und eurasische Kultur zwei verschiedene Gewächse. Ihre Entstehung verlief völlig getrennt. Die europäische hatte ihren Mutterschoß im karolingischen Reich. Sie entfaltete sich durch das gleichberechtigte Schaffen von Franzosen, Deutschen, Engländern und Italienern. Sie hatte ihre Einheit nicht etwa nur in Christentum und Antike, sondern in der germanischen Prägung. Der Ausdruck „germanisch-romanische Völker“ verwischt durch seine Wortwahl die Tatsache, daß die ganze europäische Kultur germanisch geprägt ist, da auch die Romanen stark germanisch durchsetzt waren. Dagegen hatte die russische Kultur zwar ein sprachindogermanisches, aber an der westlichen Kultur nicht mitschaffend beteiligtes Volk, die Slawen, zum Träger. Seine frühesten Herrscherfamilien waren zwar germanischer Abkunft, blieben aber abgesprengt vom germanischen Block und gingen im Fremden auf. Die russische Kultur übernahm zwar das Christentum, aber das passive oströmische, wie denn überhaupt nur orientalisierte Antike für die russische Kultur bedeutungsvoll wurde. Alle wesentlichen schöpferischen Jugenderlebnisse Europas: die mittelalterliche Städte- und adelige Gesellschaftskultur, die Kunst- und Geistesblüte des 15. und 16. Jahrhunderts, die Reformation und die überseeische Weltentdeckung und Besiedlung, sind keine russischen Erlebnisse. Ebenso wenig die Entfaltung der europäischen Kultur in Nationalkulturen, d. h. in völkische Spiegelungen der einen europäischen Kultur. Wie jede Kultur hatten auch die europäische und die russische ihren eigenen Imperialismus. Der westliche stellte sich im karolingischen Reich und, weniger umfassend, im Heiligen Römischen Reich dar, bis er sich in die politischen Tendenzen der großen Völker europäischer Familie auflöste. Der russische Imperialismus dagegen hatte seine eigene Idee, seinen eigenen „Auftrag“ und blieb einheitlich wie die große russische Ebene. Auch als Rußland seit dem 18. Jahrhundert äußerlich Anschluß an Kultureuropa suchte, durfte niemand erwarten, daß es sich einfach in den Kreis der europäischen Nationen stellen werde. Das wird es auch in Zukunft nicht tun; seine Herkunft verbietet es und noch mehr sein Gewicht — man halte Eurasien auf der Karte gegen Europa!

Im 19. Jahrhundert überhaupt erst sind breitere Schichten Rußlands in lebendige innerlichste Auseinandersetzung mit Europa getreten. Was geschah? Eine

1) Nicht aber schon die Natur! Wenn die Eurasier (Savitzkij) die Westgrenze Asiens (ganz richtig) etwa auf der kürzesten Verbindung zwischen Schwarzem Meer und Ostsee suchen, dies aber durch geographische Gründe stützen wollen: östlich davon gebe es keine Eibe, Buche, Efeu mehr, dort fange, im Süden, erst die Steppe an —, so ändern diese Gründe nichts an dem durchgehend offenen Charakter des Landes und der Allmählichkeit seiner Übergänge. Soll hier eine Grenze sein, so wird sie nur durch Kultur und menschlichen Willen errichtet und achtet.

brünstige Selbstzerstörung des alten Rußland und ein entschlossener Bau Eurasiens auf neuen Grundlagen (das eine wie das andere von Dostojewski fast buchstäblich voraus verkündet). Haben sich Europa und Eurasien darüber einander genähert oder entfernt? Die Wahrheit ist zunächst, daß Europa selbst zum Umbau gezwungen wurde. Erst nach dessen Abschluß wird jene Frage ihre Antwort finden. Keinesfalls wird Eurasien ein Glied Europas sein. Die Ostgrenze Europas ist die Westgrenze Eurasiens.

Damit rückt der obengenannte Völkergürtel von Finnland bis Griechenland in die Stellung einer Ostrandzone Europas. Der auf sie gemünzte Begriff „Zwischeneuropa“ ist sprachlich wie sachlich gleich anstößig. Diese Völker sind nicht Mitschöpfer der europäischen Kultur, sind aber alle von europäischer Kultur überschattet. Ihre Entwicklung lief stets hinter der echteuropäischen her, die Kulturwellen Europas verebten nur in ihnen, sie standen zudem alle mehr oder weniger lange unter Fremdherrschaft. Es ist noch gar nicht lange her, daß von diesen Völkern auch nicht ein einziges ein politisches Eigendasein führte! Sie waren dem eingangs erörterten geopolitischen Gesetz Europas verfallen: der Rückstoß der europäischen Mittelvölker nach Osten, der Vorstoß Eurasiens nach Westen brachte es im Verein mit dem vorderasiatischen Vorstoß des osmanischen Imperialismus schließlich zuwege, daß die politische Karte von 1815 auch nicht eine Spur von Selbständigkeit der genannten Völkerzone zeigt; sie war restlos an die Türkei, Hohenzollern-Habsburg und Rußland verteilt.

Was hat diesen Zustand in einem Jahrhundert so völlig verändert? Die Wirkung desselben Gesetzes, das ihn heraufführte! Nur in veränderter Lage. Die neue Lage war gegeben durch die von Europa erzeugte Kulturidee der Nation, der politischen Volkspersönlichkeit (der demokratisch-kollektiven Form der Persönlichkeitsidee, im Gegensatz zur liberal-individualistischen). Der neue Nationalgedanke ergriff nicht nur der Reihe nach die Ostrandvölker, sondern wurde schließlich, da er nun einmal nicht mehr aufzuhalten war, von den Großmächten als Waffe benützt und in den Dienst von Stoß und Rückstoß gestellt (eine sehr zweischneidige Waffe). Der territoriale Charakter von Stoß und Rückstoß begann sich damit in einem Kampf um Seele und Wirtschaft sowie um politische Bevormundung der neuen Völker zu verwandeln. So war schon bis zum großen Krieg der ganze Balkan durchnationalisiert. Der Verlauf des Krieges brachte mit der russischen Niederlage die Durchführung der Nationalisierung als Waffe des ostwärts gerichteten Rückstoßes der Mittelmächte (Randstaatsystem des Friedens Brest-Litowsk). Als diese aber selbst dem von fernher unterstützten Westen unterlagen, wurde das Programm übernommen und durchgeführt von den Westmächten, die hier ein hervorragendes Mittel sahen, ihren Rückstoß gegen das aufstrebende deutsche Großvolk der europäischen Mitte auf eine neue und doch in ihrer Geschichte schon vorgezeichnete Weise zu führen. Sie wandten also das Programm vor allem auch auf die Mittelmächte an, zerstörten die eine und benagten die andere. Ergebnis: die „Balkanisierung“ Mittel-Osteuropas durch die Beschlüsse von 1919.

Dies erwies sich jedoch als Überspannung einer Konjunktur, da es den Westmächten weniger auf organische Nationalisierung des Ostens als auf Herstellung möglichst groß angelegter Mittelstaaten ankam, die die Rolle von Gefängniswärtern des entmachteten Deutschland, zugleich aber die einer Barriere gegen das bolsche-

wistische Rußland spielen sollten. Die Westmächte dachten jenes geopolitische Gesetz zu ihren Gunsten völlig aufzuheben und ganz Mittel- und Osteuropa das System eines unreinlichen und unnatürlichen, weil erzwungenen Gleichgewichtes aufzulegen. Der deutsche Machtaufstieg zerbrach diese Unnatur. Hierin liegt *der erste Sinn* des gegenwärtigen Krieges mit Bezug auf die europäische Ostgrenze. Wenn jenes Gesetz europäischer Unruhe abgestellt werden soll, können das nur die Hauptbeteiligten selbst in freier Entscheidung tun. Deutschland und Rußland sind die Hauptbeteiligten. Sie haben jetzt ihre Handlungsfreiheit wiedergewonnen.

An geschichtlichem Gehalt ist jedoch *ein zweiter Sinn* bedeutend wichtiger. Die Westmächte haben an Europas Ostzone keinerlei Kulturinteresse. Sie treten dort nicht als Schöpfer auf; eher wollen sie, daß möglichst wenig dort geschieht. Mit Deutschland verhält es sich vollkommen anders. Besonders seit Großdeutschland erstanden und alle österreichisch-preußische Rivalität beseitigt ist, steht ein einiges großes Reich der vielgestaltigen Welt der Ostrandzone gegenüber, nicht um sie zu verschlingen, sondern um mit ihr eine neue und höhere Form politisch-wirtschaftlicher Organisation zu bilden. Nicht um sie zu verschlingen — es bedarf für redliche Menschen keiner Begründung dafür, daß das Bestehen von Staaten, die in künstlicher Größe zum Teil auf deutschem Volksboden von siegestrunkenen Gegnern angelegt worden waren, um auf Befehl jederzeit einen Stoß ins Herz Deutschlands führen zu können, in dieser Form unhaltbar war. Wie viele haben das schon 1919 gewußt! Ist dieser Zustand beseitigt, so tritt die positive Seite am Neubau des europäischen Ostens rein hervor. Die Völker der Ostzone, sagten wir, haben von je unter dem Schatten europäischer Kultur gestanden, und zwar meist europäischer Kultur in deutscher Prägung. Diese deutsche Aufgabe ist noch keineswegs beendet. Auch gesteigerte kulturelle Aktivität der Ostvölker macht die deutsche Aufgabe nicht überflüssig, solange Deutschland kulturell produktiv und dem Osten voraus ist. Verhältnisse einer gegenseitigen starken wirtschaftlichen Abhängigkeit voneinander sind hier reine Natur und können nur künstlich durch fremde machtpolitische Machenschaften durchkreuzt werden. Mit diesen Verhältnissen ist politische Selbständigkeit aller Teile nicht nur vereinbar, sondern natürlich gegeben. Sollte Deutschland gezwungen sein, die unmittelbar angrenzenden Tschechen und Polen um ihrer wiederholt bewiesenen Deutschfeindlichkeit willen für gewisse Zeit in strengerer Aufsicht zu halten, so kann es an ähnliche Haltung andern Ostvölkern gegenüber auch nicht einmal denken und braucht nicht daran zu denken. Sollte nicht das natürliche und für alle Teile günstigste Verhältnis der Ostvölker zu Deutschland und umgekehrt das der Symbiose sein? Deuten nicht Raum, kulturelle Nachbarschaft, Verschachtelung der vielen Ostvölker mit ihren zahlreichen Gegensätzen untereinander dem geeinten Reich gegenüber auf ein solches Verhältnis?

Aber noch *ein dritter Sinn* ist in dem gegenwärtigen Kriege enthalten. Er steht mit dem zweiten in engster Verbindung. Deutschland könnte zwar, kann aber tatsächlich nicht die Aufgabe einer symbiotischen Organisation „Mittel-Osteuropa“ allein übernehmen. Es muß die Mitarbeit des eurasischen Imperiums annehmen. Insofern wiederholt sich 1772—1815. Die Frage ist aber, ob Eurasien sich in Zukunft zu einer solchen Mitarbeit hergibt oder ob es bei den früheren territorialen Methoden der Erfüllung des Gesetzes des Stoßes nach Westen bleibt. Ist letzteres der Fall, dann würden zuletzt neue blutige Kriege die Folge sein. Könnte

aber nicht eben dies der dritte Sinn des Krieges sein, daß Mitteleuropa und Eurasien sich einigen, jenem Gesetz künftig auf eine andere für beide Teile weniger zerstörerische Weise zu gehorchen? D. h. dem territorialen Stoß ein für allemal bestimmte Grenzen zu setzen, der kulturellen Energie dagegen bestimmte Räume oder Sachgebiete in freien Vereinbarungen zu öffnen oder zu verschließen? Deuten die Abkommen, die wir mit Rußland getroffen haben und in denen wir schon hohe Anzahlungen gemacht haben, bereits in eine solche Richtung?

Ein vorzügliches Vorbild liefert hier das deutsch-italienische Verhältnis. Auch Italien und Deutschland befinden sich im Verhältnis des älteren ans Meer gelangten und des jüngeren nachdrängenden Volkes. Jahrtausende sahen beide Völker dem Gesetz von Stoß und Rückstoß blutige Opfer bringen. Unter Bismarck gelang es zuerst, eine Bereinigung herbeizuführen. Sie war nicht von Dauer und zersprang unbegreiflicherweise gerade im Augenblick der höchsten Not. Die feierliche Erklärung Adolf Hitlers in Rom über die Brennergrenze hat eben den Sinn, durch freiwillige Vereinbarung territorialer Festgrenzen jenes Gesetz zum Absterben zu bringen bzw. zu höheren Formen friedlichen Wettbewerbs beiderseitigen Interessen und Wünschen gemäß zu veredeln. Da diese Interessen und Wünsche auch Südost-europa betreffen, ist die deutsch-italienische Bereinigung nicht nur Vorbild, sondern selbst ein Schritt auf dem Weg zur Organisation der europäischen Ostzone.

Der dreifache Sinn des gegenwärtigen Krieges mit Bezug auf die Ostgrenze Europas ist im Grunde ein einziger. Erst wenn unter Mitarbeit Eurasiens der dritte Teil Wirklichkeit wird, ist etwas wahrhaft Geschichtswürdiges erreicht.

Ich will nun gar nicht vom Unrecht von Versailles sprechen — das Schlimmste im Völkerleben ist vielleicht gar nicht das Unrecht, sondern vor allem der Unsinn, der Aberwitz und die Dummheit, mit denen man damals der Welt einen Frieden aufoktroyierte, der alle historischen und wirtschaftlichen, alle volklichen und politischen Gegebenheiten einfach übergang. Man hat damals Regelungen getroffen, bei denen man nachgerade bezweifeln muß, ob die Männer, die sie verbrochen haben, wirklich bei Vernunft gewesen sind. Bei jeder Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung der europäischen Lebensräume, bei auch jedes wirtschaftlichen Verständnisses, haben diese Menschen in Europa herumgewütet, Staaten zerrissen, Landschaften zerteilt, Völker unterdrückt und uralte Kulturen zerstört.

Auch dieses Danziger Land war ein Opfer des damaligen Wahnwitzes, der polnische Staat als solcher ein Produkt dieses Unsinn! Was Deutschland für diesen polnischen Staat opfern mußte, ist vielleicht der Welt nicht genügend bekannt. Denn das eine muß ich aussprechen: alle diese Gebiete, die damals Polen einverleibt worden sind, verdanken ihre Entwicklung ausschließlich deutscher Tatkraft, deutschem Fleiß und deutschen schöpferischen Wirkens. Daß man damals mehr als eine Provinz vom Deutschen Reich riß und sie diesem neuen polnischen Staat zuteilte, wurde mit volklichen Notwendigkeiten motiviert. Dabei hat später die Abstimmung überall ergeben, daß in diesen Provinzen niemand eine Sehnsucht gehabt hatte, in diesen polnischen Staat zu kommen. Polen, das aus den Blutopfern zahlloser deutscher Regimenter entstanden war, hat sich auf Kosten alten deutschen Siedlungsgebietes und vor allem auf Kosten jeder Vernunft und jeder wirtschaftlichen Möglichkeit ausgedehnt.

Adolf Hitler. Danzig, 19. 9. 39

HANS PARTHAU

Die türkische Flotte in der Falle: Englische Flottenstützpunkte in der Ägäis?

Mitte Juli des vergangenen Jahres, also in der Blüte der Garantieverprechungen, brachte Daily Herald diese Meldung:

„Unterrichtete britische Kreise seien der Ansicht, daß die türkische Regierung den Engländern den kleinen Hafen Tscheschme bei Smyrna als Flottenstützpunkt überlassen werde¹⁾.“

Gewiß ist der Hafen unbedeutend, ausgezeichnet nur durch seine beliebten Bäder. Für die Türken außerdem militärisch völlig unbrauchbar, schon deshalb, weil die griechische Insel Chios auf wirksamer Schußweite moderner Artillerie gegenüberliegt. „Und schließlich“ — so meinen wohl die gut unterrichteten Kreise — „ist ja die Westküste Anatoliens so reich an natürlichen Häfen, daß es auf das unbedeutende Tscheschme nicht ankommt!“

Gerade diese Begründung hätte den gutgläubigen neuesten Freunden Albions die Augen öffnen müssen; denn auch sie konnten nicht übersehen

1., daß in Wirklichkeit Ismir (Smyrna) unter den gegenwärtigen Verhältnissen der einzig mögliche Kriegshafen der Türkei am Ägäischen Meere ist. Tscheschme liegt davor in gleicher Entfernung wie Wilhelmshaven vor Bremen;

2., daß ein natürlicher Hafen noch lange keinen Flottenstützpunkt darstellt;

3., daß Tscheschme zwar militärisch für die Türken selbst unbrauchbar, aber um so brauchbarer zu ihrer Beherrschung durch gute Freunde ist.

Ein Blick auf die Karte sei durch wenige Erläuterungen ergänzt: Die Türkei besitzt nur zwei moderne Kriegshäfen: Ismit, völlig gesichert am Nordostzipfel des Marmarameeres gelegen, mit Anschluß an die Hauptbahn, die Istanbul mit Ankara und Südanatolien verbindet, unweit von den Hilfsmitteln Istanbuls und von der Ausfahrt nach den Ländern des Schwarzen Meeres, ist der zentrale Waffenplatz der türkischen Marine. Ismir (Smyrna), geborgen in der Tiefe einer stark befestigten Bucht und einziger Ausgangspunkt eines nach ganz Anatolien verzweigten Netzes mehr oder weniger leistungsfähiger Bahnen, ist zugleich der einzige Ausfallhafen am Ägäischen Meer! Neben diesen beiden Kriegshäfen spielen die Liegeplätze am und im Bosphorus sowie im Südostzipfel des Marmarameeres kaum eine Rolle. Der alte Kriegshafen von Istanbul im Goldenen Horn kommt wegen seiner Enge überhaupt nicht mehr in Frage. Den kleinen Häfen ostwärts von Mytilini wird mit Recht keinerlei Beachtung geschenkt, weil sie von der griechischen Inselküste völlig beherrscht werden. Südlich von Ismir endlich beginnt die Wirkungszone des italienischen Dodekanes.

Aber auch Ismit und Ismir haben keine bedingungslos freie Ausfahrt nach dem Ägäischen Meer. Denn der Ausfahrt von Ismit her durch die Dardanellen liegt die griechische Insel Limnos vor. Hier, in der Bucht von Mudros, war die Basis des Dardanellenangriffes und der Dardanellensperre im Weltkrieg. Hier lag das englische Admiralschiff „Agamemnon“, auf dem sich am 30. Oktober 1918 die osma-

1) Münchner V. B. 15. 7. 1939, S. 4.

nische Regierung den Alliierten ergab. Sowenig wie damals wird je der Brite, sobald er erst in der Ägäis festsetzt, die griechische Neutralität achten.

Ähnlich bedroht wie die Ausfahrt aus den Dardanellen ist auch jene aus der Bucht von Ismir (Smyrna). Hier liegen die gleichfalls griechischen Inseln Mytilini (Lesbos) und Chios zu beiden Seiten vor. Auch hier gibt es Erinnerungen aus der jüngsten Zeit:

Durch England angestachelt landeten von den Inseln aus am 15. Mai 1919 die Griechen zur Besetzung des Gebietes von Smyrna, um von dort später ins Herz von Anatolien vorzustößen; England verschuldete damals den ersten Mord und Brand von Ismir. Ebendort, bei Ismir, warf Mustafa Kemal am 9. September 1922 die Trümmer der griechischen Armee und Bevölkerung ins Meer, soweit sie sich nicht auf fremde Schiffe retten konnten. Auch an dieser zweiten Tragödie von Smyrna trägt England die Schuld, denn auch die Griechen gehören zu den von England verratenen Völkern.

Wenn also schon die Türkei heute fremder Garantien zu bedürfen glaubt, dann müßten es folgerichtig solche gegen England und für die Unabhängigkeit der griechischen Inseln sein! Atatürk freilich war hinsichtlich fremder „Fürsorge“ für die Freiheit der Türkei grundsätzlich anderer Anschauung.

Auch diese Behauptung kann durch recht eindrucksvolle geschichtliche Erinnerungen aus der Gegend von Smyrna und Tscheschme bewiesen werden: Am 14. Juli 1926 und noch einige Tage später standen dreizehn Galgen auf dem Bollwerk des Hafens von Ismir. Daran hingen drei Minister, ein Pascha und andere vor kurzem noch bedeutende Männer, die demokratische Neigungen zum Zusammenspiel mit gewissen westlichen Mächten gezeigt hatten. Ungefähr zehn Jahre später geriet nicht so sehr weit von Tscheschme „infolge eines Mißverständnisses“ ein französischer Zerstörer in eine „Scharfschießübung“ türkischer Küstenforts! Er hatte versehentlich „den Rat der Türken nicht beachtet, seinen „Freundschaftsbesuch“ lieber einem anderen türkischen Hafen abzustatten.

Atatürk wachte unerbittlich über der schwer erkämpften Unabhängigkeit seines Landes. Er hatte als untrüglich erkannt, daß von der Sicherheit der Ausfahrt aus den Dardanellen und besonders auch aus der Bucht von Ismir die Unabhängigkeit der türkischen Außenpolitik zum guten Teile abhängt:

Englische Flottenstützpunkte bei Tscheschme, Chios und auf Limnos würden tatsächlich die türkische Flotte bedingungslos der englischen Verfügungsgewalt ausgeliefert und damit die türkische Republik zum Vasallen Englands herabgewürdigt haben.

In dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, will es scheinen, als sollten die heiligen Stätten der türkischen Nation, die Dardanellen und der Golf von Ismir, doch noch der Gewalt Englands überliefert werden, dem sie Atatürk und sein heldenmütiger Soldat zweimal aus den schon zupackenden Klauen gerissen hat. Wird das Geschick noch einmal der Türkei einen Mustafa Kemal bescheren, der mit brutaler Tatkraft ihre Freiheit rettet? Wie aber mag ein solcher Mann, wie mag das türkische Volk mit jenen verfahren, die sich anschicken, blind oder gewissenlos Atatürks Erbe zu verraten und zu vertun?

WALTER LEIFER

Der Freiheitskampf der Araber

In den Ebenen des Turan steht die Wiege des Volkes, das für viele Jahre Erbe arabischer Kultur werden sollte, dort ist die Heimat des Turkvolks der Osmanen, der Türken. Diese stoßen im 9. Jahrhundert gen Süden und gelangen in den Herrschaftsbereich der Omajaden. Die Türken werden bald die Leibgarde der Kalifen. Es ist dies eine Parallele zu den Sklaven germanischen Geblüts, die später selbst den Thron bestiegen, den sie lange als Prätorianergarde bewachten. Amr ben Bahr el Dschahiz, der Tacitus der Araber, ist voller Lobsprüche für diese jungen, unverbrauchten Stämme aus den Weiten Turans. Seit dem Jahr 870 steht das Kalifat unter dem Einfluß der Türken, und innerhalb des Kalifates entstehen türkische Lehnstaaten. Als dann um 1000 von der afghanischen Feste Gazni aus die Türken in einer großen Eroberungswelle das Kalifenreich überschwemmen, ist bald das ganze Morgenland türkisch. Der Herrscherstamm, die Seldschukken, besetzen 1055 unter Togrul Beg Bagdad und 1071 Jerusalem. Bis vor die Stadt Konstantins schlägt die seldschukkische Woge. Durch einen zweiten asiatischen Sturm wird ein anderes Turkvolk, die Osmanen, nach Süden gedrängt. Sie werden die Herren des Seldschukkenreiches. Ihre Hauptstadt wird Brussa. 1453 weht über der Hagia Sophia der Halbmond. Das schnelle Vordringen der Osmanen ist selbst ihren Glaubensbrüdern, den Arabern, zuviel. Sie sehen, daß schließlich das Kalifat in die Hände eines Volkes gelangen wird, das nicht das des Propheten ist. Als nun 1517 der kühne Nachfahr Erthogruls und Osmans, Sultan Selim I., das Nilland unterwirft, ist das ganze Arabertum abhängig von der Pforte. Ja, das Kalifat geht stillschweigend von Mutawakkil, dem letzten Abassiden, auf den Türkensultan über. Dieser ist nun „azillu 'llâhi bi dunjân“, „der Schatten Gottes auf Erden“. Der Koran wird nicht mehr von einem Nachkommen Mohammeds ausgelegt, nein, das „Fetwa“, die Entscheidung in Glaubenssachen, trifft ein türkischer Scheik ül Islam. Fortan steht vierhundert Jahre der Türke als Herrscher über den Arabern. Die Türken sind jedoch in arabischen Augen nur Halbwilde, Ungebildete. Der Araber wartet jahrhundertlang auf den Augenblick, wo die Führung des Islams wieder in arabische Hände kommen würde. Der Türke wird nicht als der Glaubensbruder empfunden, sondern als der Unterdrücker, der Tyrann. Die gleiche Ansicht hat der Araber noch, als die herostratische Tat Principis die Erde in den Weltenbrand des großen Krieges stürzt. — Schnell bilden sich auch im Orient die Fronten. Es ist dies das Werk jenes Mannes, der im Schatten der großen Weltgeschehen bewirkt, daß der „Dschihad“, der „Heilige Krieg“ für die Türkei eine furchtbare Enttäuschung wird. Dieser Mann ist der „uncrowned king of Arabia“, Lawrence. Er weiß mit britischer Überzeugungskunst die Araber zu überreden, daß England ein großes, starkes Araberreich wünscht. Dieser Feuerkopf, in dem ein Gelehrter, ein Staatsmann, ein Diplomat so gut wie ein Abenteurer stecken, wird im Orient zum Vollstrecker des Schicksals an den Osmanen. Sein Werk ist der rote Wüstenmontag, der 5. Juni 1916, der „Aufstand in der Wüste“. Das 1938 erschienene Werk des christlichen Arabers Georg Antonius („The Arab Awakening. — The Story of the Arab Movement“) gibt Aufschluß, wie es hierzu kam.

Der Großscherif vom Hedschas und Herrscher über die heiligen Städte Mekka und Medina, Hussein ibn Ali, ist der erklärte Feind der Türken, besonders als die Jungtürken unter Enver, Talaat und Dschemal, später auch Mustafa Kemal (Kemal Atatürk, erster Präsident der Türkei) an die Stelle des Panislamismus eines Abdul Hamid den Panturanismus setzen. Die vielgenannte McMahon-Korrespondenz zeigt die heißen Wünsche Husseins wie die kalte Geschäftspolitik Englands. Am 14. Juli 1915 umreißt Hussein in seiner ersten Note an den Vertrauensmann und Hohen Kommissar Englands McMahon die Gebiete, die arabisch werden müßten, wenn England mit dem „Aufstand in der Wüste“ rechnen wolle. Dieses Gebiet umfaßt die arabische Halbinsel (außer dem englischen Aden) und wird im Norden begrenzt durch die Linie Mersin—Adana bis zum 37. Grad n. Br. und geht von dort längs der Linie Birjik—Urfa—Madin—Midiat—Dschazirat—Amadia zum Persischen Golf. Ferner solle England das Kalifat unter einem Araber befürworten. Das Antwortschreiben McMahons vom 30. August 1915 stellt fest, daß die Bevölkerung dieser Gebiete bisher noch keine Partei für England ergriffen habe. Die Grenzfrage müsse später besprochen werden. Jedoch wird das Kalifat einem Araber zuerkannt. Hussein wirft nun McMahon Lauigkeit, ja Abneigung, vor, er besteht auch auf den angegebenen Grenzen. Am 24. Oktober erfährt Hussein, daß England die Gebiete von Alexandrette und Mersin, Teile Syriens westlich der Gebiete von Damaskus, Homs, Hama und Aleppo, nicht als reinen arabischen Volksboden ansehe und folglich diese Teile den Arabern nicht zuerkennen könne. „Im übrigen anerkenne England die Freiheit der Araber innerhalb der von Hussein gegebenen Grenzen.“ Am 5. November verzichtet Hussein auf die Wilajete von Mersin und Adana, aber die syrischen Gebiete sowie den Irak gibt er nicht auf. Am 13. Dezember 1915 klärt McMahon Hussein über die französischen Interessen in Beirut und Aleppo auf, aber auch England besitze Interessen im Wilajet Bagdad, worauf Hussein am 1. Januar 1916 mit Rücksicht auf Frankreich seine Ansprüche auf Beirut zurückstellt, trotzdem über die nördliche Grenze nicht mehr gestritten werden könne. Die vierte Antwortnote McMahons vom 30. Januar 1916 schließt diese so wichtige Korrespondenz. Diese ist verantwortlich für die Spannungen in Palästina. Denn während die Araber sich darauf stützen, daß Palästina von England als arabisches Land anerkannt sei, weil dieses Land nie bei einem der Einwände McMahons genannt ist, behauptet die englische Regierung, McMahon habe unter dem Teile Syriens „westlich der Bezirke von Damaskus, Homs, Hama und Aleppo“, das keine Unabhängigkeit erlangen könne, auch stillschweigend Palästina verstanden. Diese Ansicht muß wohl oder übel einmal von England doch als unhaltbar anerkannt werden.

Aber die McMahon-Briefe erreichen, daß 1916, an dem Tage, an dem der Sieger über den Mahdi, der Held von Chartum und Omdurman, Kitchener, mit der „Hampshire“ untergeht, der ersehnte „Aufstand in der Wüste“ ausbricht. Nachdem McMahon seinen Briefwechsel abgebrochen hat, entwickelt das Foreign Office eine rege diplomatische Tätigkeit. Es verhandelt mit Frankreich. Der Vertreter Frankreichs ist der ehemalige Generalkonsul in Beirut, Georges Picot, der allerdings über die Verhandlungen mit Hussein nicht aufgeklärt wird. Englands Vertreter ist Sir Mark Sykes, über dessen Person sein eigener Landsmann Lawrence nur ein ungünstiges Urteil abgeben kann. Diese beiden sollen in Petersburg im Verein mit Ruß-

land die türkischen Gebiete aufteilen. Rußland wünscht Konstantinopel und Teile Ostanatoliens und Frankreich vom türkisch-arabischen Lande Syrien und das Mossulgebiet und Teile Ciliciens. England behält sich Basra und Bagdad mit einem Verbindungsweg nach Südsyrien vor. Palästina soll nach diesem Plan eine internationale Verwaltung erhalten. Dieses Land erhält eine Sonderbehandlung, weil Frankreich Anspruch auf es erhebt, England jedoch einen Hafen in Acre oder Haifa haben will. Auf die wehrpolitische Lage Südsyriens hat übrigens kein Geringerer hingewiesen als Kitchener. Doch läßt das Sykes-Picot-Abkommen die Frage nach den zu annektierenden Gebieten offen. Diese Frage sollen die Mächte selbst später lösen, ferner sollen auch später erst die Gebiete bestimmt werden, die freie Staaten werden sollen. Der Großscherif ahnt nichts Gutes, als Picot um die ägyptischen Araberführer einen merkwürdigen Eifer entfacht und auch selbst nach Kairo eilt. Er läßt bei Wingate, der nun Hoher Kommissar ist, um Auskunft bitten. Sykes überbringt diese selbst nach Dschidda. Ja, auch Picot darf an den Hof des Großscherifs kommen. Am 19. Mai 1917 werden beide empfangen, aber die Wahrheit wird Hussein verschleiert. Es ist die Schuld Englands, mit Doppelzüngigkeit die treugläubigen Araber hintergangen zu haben. Wie sollen sie auch den Wüstenherrschern die Wahrheit sagen, klären sie doch nicht einmal ihre eigenen Bundesgenossen über ihre wahren Absichten im Orient auf und täuschen sie jene doch nur, um ihren Kampfesifer nicht zu lähmen. Als die Sowjets die Macht ergreifen, werden alle Geheimdokumente veröffentlicht, und die Türken setzen schnell die Araber, vor allem Hussein, davon in Kenntnis, um einen türkisch-arabischen Sonderfrieden zu erwirken. Trotzdem der Türke genug Trümpfe in der Hand hat, gelingt es der englischen Regierung in einem böswilligen Ränkespiel, den arabischen Fürsten zu täuschen, der seit dem 4. November sich sogar „König von Hedschas“, wenn auch nicht von Allahs, doch von Englands Gnaden, nennen darf.

Man fragt sich verwundert, was England zu diesem Spiel im Nahen Osten veranlaßt. Es hat keine geschichtlichen, keine religiösen, weder völkische noch kulturelle Gründe. Der einzige Grund: business, only business! Also das Geschäft!

England weiß um das Mossulöl, um die Ölschätze von Kanikin, dem iranischen Grenzgebiet und von Südiran. Da England vor dem Kriege nicht von sich aus um die Ölstätten handeln konnte, kam man auf den Gedanken eines Mittelmannes, der türkischer Staatsangehöriger war. Den fand man damals in dem schlaunen Armenier Sarkis Gulbenkian, der es fertigbrachte, den größten Teil der Mossulölgesellschaft in die Hände der Shell-(Royal Dutch-)Gesellschaft zu bringen.

1916 hat England im Sykes-Picot-Abkommen Mossul Frankreich zugesprochen, aber in Wirklichkeit will England das Gebiet und wird es nicht aufgeben, und 1918, an jenem bekannten 3. November, wird dort nicht die Trikolore, sondern der Union Jack geißt. England erlaubt Frankreich nur einen Anteil von 25 v. H. am Mossulöl, den gleichen Anteil, den einst Deutschland besessen hatte, als es mit der Türkei den Bagdad-Bahn-Vertrag schloß.

Im Anfang des Jahres 1925 schließt König Faisal vom Irak mit der „Iraq Oil Company“ einen Vertrag, nach dem die Erdölstätten im Irak ausschließlich dieser Gesellschaft überlassen werden. Die Konzession beträgt eine Milliarde Pfund.

Wie skrupellos England ferner mit den Arabern umgeht, zeigt dann noch die Balfour-Deklaration. Zionistische Kreise hatten schon einige Jahre vor dem Welt-

krieg eine jüdische Einwanderung nach Palästina gewünscht, waren aber auf den Widerstand der Türken gestoßen. Als der Zionistenführer Dr. Chaim Weizmann die englische Regierung um „eine Heimstätte für sein Volk“ bittet, ist man nach langem Zaudern aus folgenden Erwägungen einverstanden: England will die Zionisten der Mittelmächte gewinnen und Palästina als Schutz für den Suezkanal auf den Rat Kitcheners hin, wie ich schon andeutete, behalten. Durch viele Verhandlungen hin wird 1916 (den Zionisten gegenüber läßt England nichts vom Sykes-Picot-Vertrag verlauten!) ein Plan aufgestellt, daß Frankreich oder England oder beide in einem Kondominium Palästina beherrschen sollen. Lloyd George beauftragt seltsamerweise wiederum Sykes mit den Verhandlungen. Auf der Konferenz vom 7. Februar 1917 gelingt es, die Zionisten gegen Frankreich aufzuwiegeln, so daß die Zionisten erklären, sie wünschen ein britisches Protektorat über Palästina. Wohl ist Frankreich empört, aber es muß doch schließlich zugeben, daß das umstrittene Land unter den Schutz Englands kommen soll. In den Vereinigten Staaten beeinflußt der jüdische Oberrichter Brandeis den Präsidenten zur Genehmigung der englischen Pläne. Im November gibt dann S. M. Außenminister seine Erklärung ab, die sogenannte Balfour-Deklaration:

„Die Regierung Seiner Majestät betrachtet die Schaffung einer völkischen Heimstätte in Palästina mit Wohlwollen und wird sich bestens bemühen, die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern, und es soll Klarheit darüber herrschen, daß nichts geschehen wird, das die bürgerlichen und religiösen Belange der bestehenden nichtjüdischen Gemeinwesen in Palästina oder die Rechte und die politische Stellung beeinträchtigt, welche die Juden in irgendeinem anderen Lande genießen.“

Auf diese Erklärung hin geht es wie Ernüchterung durch die Reihen der Araber. König Hussein nennt die Engländer Vertragsbrecher. Aber das Foreign Office entsendet schnell vom arabischen Büro in Kairo den gewiegten Commander Hogarth nach Dschidda, der im Januar 1918 Hussein so von den „nur friedlichen“ Absichten Englands überzeugen kann, daß Hussein — ein Wunder, wie ein Mensch nach so vielen Beweisen englischer Doppelzüngigkeit noch Vertrauen haben kann! — selbst für die Balfour-Deklaration eintritt. Dr. Chaim Weizmann und Major Orsmby-Gore, der heute Lord Harlech heißt, zerstreuen schließlich noch die letzten Bedenken des Hedschaherrschers.

Wenig bekannt ist die sogenannte „Erklärung Englands an die Sieben“. Es verlangen nämlich Araberführer aus Kairo genaue Auskunft, wie England über die Zukunft der arabischen Länder denke. Darauf folgt eine Antwort, die, trotzdem sie so wichtig ist, ja die wichtigste innerhalb des ganzen Kampfes der Araber um die Freiheit, außerhalb der arabischen Welt kaum bekannt ist. Georg Antonius, den ich schon einmal nannte, hat erst die übrige Welt auf diese Erklärung hingewiesen. Diese behandelt die arabischen Gebiete in 4 Gruppen. Das sind zuerst die Länder, die schon immer frei waren und dann die von den Arabern befreiten (also die Halbinsel Arabien). Diese Landstriche sollen vollständig unabhängig sein. Die Gruppe 3 umfaßt die von den Alliierten befreiten Gebiete. Diese sollen die Regierung bekommen, die sich die Regierten wünschen. Die 4. Gruppe schließlich beschreibt die noch türkischen Länder, die aber arabisch werden sollen. Auf diese Erklärung hin folgt eine jubelnde Zustimmung in allen Araberkreisen. Die Erfüllung ihrer Wünsche ist da! Mit neuem Mut kämpfen sie gegen die Türken. Aber als sie am 3. Oktober 1918 in Beirut die arabische Flagge hissen, kommt die große

Enttäuschung. Die Franzosen nennen diese Tat rechtswidrig, ja, der englische General Allenby verbietet sogar derartige Handlungen. Natürlich verlangen die enttäuschten Araber eine Erklärung. Frankreich und England sehen sich zur Abgabe genötigt. Aber was besagt sie: Frankreich und England arbeiten an der Befreiung der arabischen Gebiete und werden bereit sein, eingeborene Regierungen in Syrien und im Irak aufzustellen, wie auch in den Gebieten, die Frankreich und England zu befreien die Absicht hätten. Diese Erklärung beruhigt die Araber. Es ist die Rettung der Westmächte im Nahen Osten, denn der Beirut-Vorfall hat die arabischen Gemüter derart erregt, daß sich die Freundschaft für sie fast in das Gegenteil gekehrt hätte. Die Verkündung der Erklärung erfolgt am 7. November 1918, einige Tage darauf hat der Krieg ein Ende. Jetzt kann Hussein an die Erfüllung seiner Wünsche gehen. Die arabischen Länder sind ja bis auf einige türkische Widerstandsgebiete frei. Aber er macht seine Rechnung ohne England. Als Husseins Sohn Faisal 1919 als Haupt der Hedschasgesandtschaft nach Paris zur Vorbesprechung des Friedens kommt, sieht er sich ungeheurem Widerstand gegenüber, er merkt, daß England die Araber hinters Licht führen konnte, denn England beansprucht Irak und Palästina, Frankreich Syrien. Zu den imperialistischen Interessen Englands an Palästina kommen noch zionistisch-nationalistische der Juden. Ja, die Palästinafrage wird die brennendste aller Orientfragen. Faisal wird solange gearbeitet, bis er gezwungen ist, mit Weizmann am 3. oder 4. Januar 1919 ein Abkommen mit 9 Artikeln zu schließen, das den Zionisten das Recht gibt — allerdings unter Wahrung sämtlicher arabischer Belange! —, sich in Palästina anzusiedeln. In seiner Not eilt Faisal zurück und ruft auf dem arabischen Kongreß zu Damaskus die Araber zum Widerstand auf gegen jegliches Mandat auf arabischem Boden einschließlich Palästinas. Ferner fordert er seine Anerkennung als syrischer König. Eine vereinsstaatliche Untersuchungskommission zum Orient unter King und Crane rät gegen zionistische Ansiedlung und macht gute Vorschläge in bezug auf die Verwaltung der Gebiete, findet jedoch bei England keinen Widerhall. Die Araber glauben an Wilsons 14 Punkte. Nach dem ergebnislosen Handeln um den Orient kommt es zur schon erwähnten San Remo-Konferenz. Bei dieser wird das arabische Land endgültig verschachert und verhandelt. Syrien wird in drei Teile geteilt: Palästina, Syrien und Libanon. Palästina wird englisches Mandat, der Libanon und das eigentliche Syrien französisch. Irak fällt mit Bagdad und Mossul an England, ferner übernimmt England die Verpflichtung, die Balfour-Deklaration in Palästina durchzuführen. Da Frankreich und England sich um Transjordanien in Streit liegen, wird dieses Gebiet ein arabischer Staat. Dann kommt der 5. Mai 1920. An diesem Tage erfährt die gesamte Weltöffentlichkeit die Beschlüsse von San Remo. Endlich — leider zu spät! — fallen den Arabern die Schleier von den Augen. Jetzt sehen sie wie England mit ihnen sein Spiel getrieben hat. Jetzt, wo es zu spät ist! Wenigstens zu spät für Hussein. Aber ist es für die Araber zu spät? England, das einst die Vergnügungssucht des Khediven Ismail ausnutzte und sein Land wirtschaftlich und politisch abhängig machte, errichtet 1922 ein Scheinprotektorat, muß aber unter dem Druck von Italiens Auftreten in Nordafrika 1936 Ägypten größere Freiheit verleihen. Der Irak ist bis zum 3. Oktober 1932 Mandatsgebiet, dann gibt ihm England größere Rechte, um die inneren Wirren auszunutzen, Transjordanien ist der einzige völlig englandhörige Staat im Nahen Osten. In Saudi-Arabien unter dem wahhabischen

Puritaner Abdul Aziz ibn Abdur Rahman ibn Faisal es Saud — kurz Ibn Saud — lebt der fanatischste Panislamit, der für die Befreiung Arabiens von westlicher Zivilisation kämpft. Seit 1924 ist Ibn Saud auch Herr des Hedschas, da Hussein in eitlem Streben nach dem Kalifat sich die Gunst Englands verdirbt und ferner auf Zypern leben „darf“. Der Mohr hat ja seine Schuldigkeit getan! Eine neue Welle von Haß und Abneigung gegen England geht durch die arabische Welt, als der Sand-schak Alexandrette zum türkischen „Dschühurijet Hatay“ erklärt wird und später ganz türkisch wird. Aber können die Westmächte ihre Stellung im Orient noch lange halten? Hier kämpft Pfund und Frank, dort aber das lebende arabische Volk. Der panarabische Gedanke ist aufgeflackert, und England, daß diesen Gedanken einst selbst entfachte, wird noch sehr unter ihm zu leiden haben. Nach diesem Kriege wird man keine leichtgläubigen Husseine in der Araberwelt finden, sondern Araber vom Schlage jener, die heute in Syrien und Palästina für ihr arabisches Volkstum selbst mit ihrem Blute zu zeugen wissen.

Die nachstehende Karte und die auf S. 89 stellt uns Professor Morandi freundlicherweise zur Verfügung. Sie erschienen in unserer italienischen Schwesterzeitschrift „Geopolitica“, deren zeichnerischer Stil durch die Arbeiten von Professor Morandi bestimmt wird, und zeigen beispielhaft, welch starke wissenschaftlich-politische Wirkung durch die entschlossene Kühnheit dieser Form von Schwarz-Weiß-Technik erzielt werden kann.

Die Schriftleitung.

SINTESI GEOPOLITICHE - N. 10: IL BACINO DANUBIANO



V. PORINI

Mandats-Wirtschaft in Deutsch-Ostafrika 1939

Die Überschrift hört sich wohl so an wie „Polnische Wirtschaft“, und das mag sie! Denn ob, wie in Polen, Unfähigkeit, oder, wie in Deutsch-Ostafrika, englische Bequemlichkeit, ja Absicht, an der Vernachlässigung des Landes Schuld tragen, bleibt sich gleichgültig. Ebenso, ob sie — wie der Zustand der Straßen — augenfällig ist, oder — wie die Eingeborenenpolitik — nur von jenen verspürt wird, die hier gegen die Mißstände anzukämpfen haben.

Verkehrsverhältnisse

Abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen (aber ohne die Anfahrtstraßen zu Golfplätzen!) sind die Straßen Deutsch-Ostafrikas in der Regenzeit, ja nach jedem schweren Tropenguß, monatelang völlig unbenutzbar. Mangels festen Untergrundes können sie sich binnen einer halben Stunde zu derart zähem Schlamm verwandeln, daß jeder Wagen rettungslos stecken bleibt oder quer im Sumpf landet, wenn er nur ein wenig von den zwei „Fahrbändern“ abweicht, aus deren Beschaffenheit man meterweise mühsam zu ersehen sucht, ob der letzte Vordermann die übelsten Stellen langsam oder schnell nahm. Bei „Tope“ — wie der rotbraune, nasse Lehm heißt — braucht man z. B. vom Oldeani nach Aruscha, d. h. für 150 km, vierzig oder hundert Stunden — je nachdem, wie oft man festfährt, abrutscht, aufliegt, wieviele Stunden man an seinem Wagen zerzt, schiebt, gräbt, hebt!

Die himmlischen Wasser machen viele Flüsse unpassierbar, verwandeln ausgedörrte Mulden in Seen, steinige Bachbette in gurgelnde Ströme. Straßengräben, soweit vorhanden, laufen über. Wasser von seitlichen Hängen zerspaltet die Straße in Schluchten, reißt ganze Stücke mit in die Tiefe. Auf allen Strecken liegen Wagen fest, versuchen sich herauszuziehen, bohren sich tiefer. Ist ein Fahrer noch so geschickt, so hilft das nichts, sobald ein anderer vor ihm festliegt. Denn die Straßen sind schmal, und Überholen im Modder neben der Spur ist ausgeschlossen.

Nach dem Regen? Da erstarren die Schlammfurchen zu Stein, lassen den Wagen krachend hochfliegen, klemmen die Räder, zerreiben die Reifen. Langsam fahren kann man auch nicht, wenn wahnwitzige Steigungen in engste Kehren gelegt, oder Brücken derart sind, daß man nur hofft: Vielleicht komm' ich noch heil rüber!? — Ein paar Monate sind die Straßen dann „gut“, d. h. die Löcher darin so voll Puderstaub, daß umwirft, wer sie nicht erkennt und zu schnell hineinfährt. Im ersten Gang wühlt der Wagen bis er kocht. Zur Abwechslung kommt dann „Wellblech“, ein Straßenstück, das, geschottert, aber nie gewalzt, von Lastwagen in Tausende harter Rillen zerstoßen ist. Fährt man „Wellblech“ langsam, so schlägt der Schädel rhythmisch gegen das Wagendach; fährt man schnell, gib't Bruch.

Mit solchen Wegeverhältnissen hat man in Deutsch-Ostafrika heute zu rechnen. Sie stellen Balkanstraßen bei Schneeschmelze ebenso in den Schatten wie marokkanische Maultierpfade! Dabei spreche ich hier nicht von „Pfaden“, sondern von den Hauptstraßen. Die größte, die „berühmte“ Kap-Kairo-Straße, ist in der Regenzeit streckenweise — nicht stellenweise! — so schauerhaft, daß Reisende meilenweit durchs Wasser getragen werden müssen!

Die Straßen werden immerzu ausgebessert, man hört: verbessert. Praktisch sieht das so aus, daß man irgendwo Negern begegnet, die unter Aufsicht eines Negers schlafen, beim Nahen des Wagens aufschrecken, und nun auf ausgefahrene Wegestrecken — lockere Erde schippen! Manche Unternehmer, die gewöhnlich gewisse Strecken vertragsmäßig bauen, sparen auch

noch, wo sie können. Im Endergebnis ist eine „Allweather-Road“ bei jedem Wetter gleich schlecht.

Im Jahre 1939 allerdings waren die Straßen nach dem Regen fahrbar. Das Public-Work-Department hatte nämlich den Einfall gehabt, sie dieses Jahr während der Regenmonate einfach ausnahmslos zu sperren. (Engländer sagten: Die Road-Engineers hätten bislang außer der Wiederinstandsetzungsarbeit nach dem Regen nichts zu tun gehabt. Nun die Straßen während des Regens gesperrt waren, hätten sie ganz Ruhe!)

Daß es möglich ist, mit afrikanischen Baustoffen Straßen zu schaffen, die wechselndster Witterung jahrelang standhalten, beweist die alte deutsche Straße ins Usambaragebirge.

Aber: Lange Strecken, schlecht gebaut, nehmen sich im Bericht an den Völkerbund besser aus, als kleine gute! Zudem fördern schlechte Straßen den Gewinn der englischen Eisenbahn, ebenso wie die Vernachlässigung des Hafens von Tanga dem britischen Mombasa zugute kommt.

Landmangel?

Wenn sich nun, trotz solcher Verkehrsverhältnisse, immer wieder wagemutige Farrilien — NB. kaum Engländer! — ins Innere begeben, in der Absicht, ein Stück Urland als Pioniere zu kultivieren, so stehen sie meist bald vor der peinlichen Überraschung: Es gibt kein Rohland mehr!

„Freehold“ (Privatbesitz seit 1914) ist für Neusiedler zu teuer. Daß ein „Leasehold“ (= Kronpacht)-Besitzer von seinem vielleicht nicht ganz kultivierten Land abgibt, ist selten, denn die meisten haben schon abverkauft. 200—300 Hektar sind nicht viel, da afrikanische Pflanzungen oft Schluchten, Fels- und Sumpfstellen umfassen, Waldgürtel als „Regenmäntel“, Grashänge als Weide verbleiben müssen. Und neues „Leasehold“ wird eben nicht mehr ausgegeben!

Warum nicht? Amtlich hört man: Eingeborenengebiete sind unantastbar, Forste müssen als natürliche Wasserspeicher erhalten werden, Wildschutzgebiete sind unerläßlich... Zugegeben! Afrika hat nicht so viel freies, gesundes, gutes Land, wie mancher glaubt. Man hört aber heraus: Negerrechte gehen vor! Eingeborenen-Pflanzungs-Vereinigungen sind erwünschter als weiße Siedlungen! Mehr solche verschärften den Arbeitermangel. Woher dieser kommt, davon später. Daß gewissen Nationen schwarze Pflanzungsgesellschaften bequemer sind als weiße Pflanzler, liegt auf der Hand. Wie aber Negerrechte entstehen, die vermehrte Siedlung hindern, sei näher betrachtet:

Als sich vor zehn Jahren die ersten Siedler z. B. am Oldeani niederließen, war weit und breit weder Neger noch Wasser. Die Wambulu, zu deren Gebiet die Oldeanihöhen gehören, wagten sich aus Angst vor den räuberischen Massai nicht hin; Bergbäche, teils unbekannt, versickerten in Hochsümpfen. Die Siedler erwarben nun das Recht, die verlorenen Gewässer über ihre Pflanzungen zu ziehen. Nun aber rücken die Wambulu ständig nach und erheben anteilige Ansprüche auf „ihr“ Wasser, die der Regierungsvertreter unter Hinweis auf „immemorial rights“ der Eingeborenen hartnäckig verfiicht... Eine Pflanzung wurde dem Besitzer für wasserlüsterne Wambulu abgeschwätzt; er bekommt dafür Neuland, verliert aber die aufs erste Land aufgewandten Kulturkosten... Ein Wissenschaftler, der tierärztlicher Versuche wegen das Treiben von Negervieh zur Tränke seiner Rinder nicht dulden konnte, wurde solange durch eine amtliche Tafel „Viehtreiben verboten“ „geschützt“, bis er verzweifelt selbst sein Land gegen Neuland zum Tausch bot, ebenfalls unter Verlust von Steinhaus, Kaffeeanlagen usw. Anderen wurden Wasserläufe abgezweigt, untergeteilt.

Der Oldeani ist jetzt nach drei Seiten hin bis an die Grenze des Unlands unter Kultur genommen; nur im Osten, im sogenannten Winterhochland, liegt noch viel gutes, gesundes Land unbenutzt. Schon viele verlangten danach. Vergebens! Das

Winterhochland ist „Eingeborenengebiet“, obgleich seit Jahren keiner hin will, da die Massai jetzt dort ihr Unwesen treiben.

1938 nun hat die Regierung eine Großzahl von Wambulu in die Ausläufer des Winterhochlands überführt, „weil das alte Wambululand mit Vieh überstockt war“. Warum veranlaßte man die Wambulu nicht zur Einschränkung der Viehkopfzahl unter Aufkreuzung der Rasse? Es hieß, das ginge nur mit Gewalt, das britische Recht aber kenne keinen Zwang. Die Umsiedlung jedoch erfolgte gegen den Willen der ängstlichen Wambulu!

Gibt dafür aber später, falls das Winterhochland doch für Weiße aufgemacht werden müßte — z. B. um die neuangesiedelten Wambulu gegen die Massai zu schützen! — wieder „immemorial rights“ der Wambulu, die inzwischen natürlich keinen Spatenstich tun, um Wasser heranzuholen. Warum sollten sie auch? Sie wissen: Kommen sie im neuen Bezirk nicht zurecht, dann werden landhungrige Weiße angesetzt, die die Kastanien aus dem Feuer holen, und die streitet man ihnen dann ab.

Man glaube nicht, Neid auf den Erfolg der Oldeani-Deutschen, ihre wundervollen Böden, sei der Grund um im Winterhochland der Land-Neuausgabe Negerbelange vorzuschieben. Nein, auch andere erhalten in Deutsch-Ostafrika kein Land mehr. Es scheint, daß man, um Neger zu beglücken, nur Wege weiß, die weißen Interessen, ja der Gesamtentwicklung des Landes zuwiderlaufen, als könne man sich nur zu solchem Zweck sogar zu etwas Nachdruck gegenüber den Eingeborenen aufraffen.

Eingeborenepolitik

„Tanzt denn der Weiße im alten Deutsch-Ost nach des Negers Pfeife?“ so wurde ich oft gefragt.

So ungefähr! Zwingt schon die beängstigende Leuteknappheit dazu, den Neger mit Handschuhen zu behandeln, so auch das bestehende Recht, das Schwarz und Weiß gleichstellt, aus den Verhältnissen heraus oft den Weißen benachteiligt, nur unzulänglich praktisch wird. Da der Schwarze weiß, wie „gefragt“ er ist, wie wohl ihm das britische Recht will, und daß er im Busch kaum greifbar ist, so nutzt er seine Machtstellung aus. Ist er sich ihrer erst ganz bewußt, die Lage nicht geändert, können die Weißen ihre Betriebe schließen! Die Engländer erklären, dies sei auch das Ziel der Tanganyika-Politik. In „Closer Union“ mit Uganda und Kenya solle nur dieses „Weißen Mannes Land“ sein, Tanganyika aber wie Uganda Negerreservat unter britischer „Geschäftsführung“. —

Die große Frage im Lande ist, wie gesagt, die Frage der Sicherung der schwarzen Arbeitskraft für die Pflanzungen der Weißen. Tanganyika hat Eingeborene genug; doch wollen sie nicht arbeiten, entlaufen aus dem Arbeitsverhältnis, erscheinen nach Belieben, leisten zu wenig.

Die geringe Leistung erklärt sich daher, daß kräftigere Leute ihre Tagesleistung den Schwächlingen anpassen, die aber unentbehrlich sind, weil der letzte Junge, der Arbeit nimmt, willkommen ist. Versucht man aber, die Leistung nach den guten Kräften abzustimmen, so laufen diese weg. Essen und Obdach findet der Neger ja immer überall. Dabei entspringt das Verfahren nicht etwa Gemeinschaftsgeist — der Schwarze ist gegen Schwächlinge rücksichtslos! sondern nur dem Gedanken: „Wozu mehr arbeiten als andere?“ Folglich ist der gute Arbeiter oft auch für höheren Lohn zu keiner Mehrleistung bereit. Bei einem Barlohn von 10—15 Schilling für 30 Arbeitstage verdient eben jeder binnen 2—3 Monaten, was er für ein Jahr braucht. Die Kaufmannsgüter locken ihn wenig; höherer Lohn nur insofern, als er dabei vielleicht bereits nach einem Monat nach Hause ziehen, oder — verdient er ihn länger —

sich mehrere Frauen kaufen kann, die dann für ihn arbeiten, so daß er sich mit 25 Jahren zur Ruhe setzen kann.

Während nun Plantagenbetriebe (Sisal, Baumwolle) die nötigen Leute durch Werber über Tausend Meilen holen lassen, Hin- und Rückreise und Handgeld bezahlen, versucht der kleinere Pflanzer (Kaffee, Tee), mit ansässigen Negeren, zeitweilig ergänzt durch nahewohnende Verwandte, auszukommen. In beiden Fällen wird Neigung des Schwarzen zu einem Arbeitsplatz, einem Herrn, entscheiden, ob er kommt. In beiden Fällen kann man bieten, was man will: Es mangelt stets an Arbeitswilligen; und wenn ein Trupp kommt, ist er zur dringendsten Arbeit vielleicht ungeeignet. So nützen Kaffeeschneider — die Büsche müssen immer wieder gelichtet werden! — in der Ernte so wenig wie Pflücker während des Regens. Fehlt es das Jahr über an Hackern, so erstickt alle Kultur in mannshohem Unkraut! Ist dies Bangen: Gibt's dies Jahr genug Arbeiter? schon schlimm genug, so ist das fortgesetzte „Desertieren“, Nichtantreten, Arbeitverweigern, noch unangenehmer. Es zwingt den Pflanzer dauernd zu Umstellungen, zu täglichem Neuanlernen anderer Leute, macht Arbeit, die in einem geschehen muß, unmöglich; bringt Leistungsminderung und Verluste.

Mangel an Arbeitskräften und Disziplinlosigkeit haben nun verschiedene Ursachen. Ersterer kommt teils daher, daß man ganze Stämme derart in ihrem Eigenbau förderte, bis sie keine Lohnarbeit mehr nahmen, ja — die Wadschagga — mit dem Weißen in um so ernstere Konkurrenz treten, als sie bedürfnislos leben und für knifflige Kulturen englische Beamte zu Seite haben. — Im übrigen ist die heilige Furcht des Mandatars, das Selbstbestimmungsrecht der Eingeborenen anzutasten, der Grund, warum der Neger nicht nur zu nichts nachdrücklich angehalten wird, sondern auch ziemlich tun und lassen kann, was ihm beliebt. Solche Grundeinstellung in Arbeitsverfassung wie Arbeitsstrafrecht ergibt dann Disziplinlosigkeit.

Ob ein Mann auf längeren Vertrag oder auf „Kipande“ (= 30-Tage-Karte) angestellt ist, braucht er gesetzlich nur jeden 2. Tag zu arbeiten, und ist mit „reasonable excuse“ auch länger beurlaubt. Bleibt er unbegründet weiter der Arbeit fern, so „kann“ der Arbeitgeber auf Vertragsbruch und Schadenersatz klagen. Das heißt: Er „darf“ über 50 Kilometer zur Regierungsstation fahren, um dort — falls er den Beamten antrifft — wahrscheinlich zu hören, der Beklagte sei nicht auffindbar, oder für sein Fortlaufen aus der Arbeit durch „Erkrankung des Vaters“ entschuldigt, oder die Zeugen seien nicht erschienen, die Klagefrist verstrichen. Für letztere Wendung sorgt der schlaue Neger, indem er bestellen läßt, er „müsse“ plötzlich seines Bruders Haus ausbessern, er käme in zehn Tagen. Man klagt also nicht. Nach zehn Tagen entschuldigt sich der Mann abermals für zehn Tage, und wenn er nach dieser Zeit nun überhaupt nicht mehr kommt, kann man ihn nicht mehr belangen, da Klage „ohne Verzug“ zu erheben ist. Außerdem ist der Arbeitgeber nur berechtigt, nach weiterer Frist seinerseits vom Vertrag zurückzutreten. Doch auch dieses Recht führt nicht dazu, daß der Weiße die Arbeit, zu der er einen Mann einstellte, mit ihm durchführen könnte. Dabei bietet das „Kipande-System“ dem Schwarzen noch besonderen Vorteil: Gebe ich dem Mann innerhalb von 60 Tagen nicht dreißigmal Arbeit — weil z. B. ich erkrankte — so darf ich ihn nicht länger halten, muß ihm aber 30 Tage voll auszahlen. Bricht aber der Neger die „Kipande“, so muß ich ihn für die geleisteten Tage entlohnen, und bringt er eine „reasonable excuse“ vor, so hat er das Recht, die „Kipande“ abzudienen!

Die Rechtshandhabung ist entsprechend: Mit zwei vereidigten (!) schwarzen Zeugen kann der Neger behaupten, ich habe ihm höheren Lohn zugesagt, ihn überanstrengt, mich verleumden, ich habe gewildert. Zu wessen Gunsten dann so eine Verhandlung endet, hängt sehr von der Fragestellung des Richters ab. Ist sie ein-

dringlich, so kommt leicht heraus, was die Behörde gern hört, daß nämlich der „arme Eingeborene“ im Recht ist.

Deutlicher als jede Überlegung, ob „Englands gleiches Recht für alle“ hierher paßt, erweist die Art allgemeinen Verfahrens die Sachlage: Ich fragte einmal den District Officer um Rat wegen Leutemangels. Nach Wochen kam die dürftige Antwort, der Mangel habe sein „Mitgefühl“. Als sich aber der Diener eines Nachbarn beschwerte, sein Herr habe ihm einen Arbeitstag nicht gutgeschrieben, obwohl die Arbeit zu leisten unmöglich gewesen sei — da prüfte der District Officer sofort nach, ob die Arbeit nicht doch zu schwer war. — Beklagte sich ein Neger über mich, so bekam ich dessen Aussage zugestellt — mit dem Schluß: „It is apparent...“ Hatte ich aber eine Beschwerde gegen einen Schwarzen, so antwortete der Beamte zunächst: „I doubt this!“ Als ich mich einmal unterfing, darauf hinzuweisen, ein schwarzer Steuereinzahler solle gestohlen haben, bekam ich zu hören: Man könne, ohne sich einer Dienstnachlässigkeit schuldig zu machen, nicht zulassen, daß Hils Majestys Angestellte beleidigt würden!

Solche „Rechtslage“, sichtbarster Ausdruck hiesiger Eingeborenenpolitik, verschlechtert sich noch durch die Beamtenverfassung. Die Beamten wechseln so häufig, daß sie ihre großen Bezirke kaum kennen, nicht unterscheiden können, wer, Weiß oder Schwarz, mit Lächerlichkeiten ankommt, wer nur ernsthaft vorspricht. Da für manche Beamte Sergeantentätigkeit im Weltkrieg als Eignungsnachweis zum höheren Kolonialdienst genügte, so wundert man sich ebensowenig, wenn er die Schwierigkeiten nicht überschaut, wie wenn ein neugebackener Londoner Assessor den örtlichen Verhältnisse nicht gerecht wird.

Daß in dieser Lage der Weiße Klagen vermeidet, um nicht vielleicht öffentlich entwürdigt zu werden, ist klar. Ebenso vermeidet er Entlassung ohne solche Gründe, die auch vor hiesigen Gerichten stichhaltig sind, vermeidet er Befehle, die der Schwarze verweigern könnte, vermeidet er kurzum dem Schwarzen gegenüber all jene Kraftproben, die ihm gerade Respekt sichern.

Wie nun schien die letzte Entwicklung dieser Dinge?

Ist der Engländer auch Feind aller „troubles“, besonders solcher mit Eingeborenen, die Schererei mit London oder Genf zur Folge haben könnten, so hörte man doch auch englischerseits, so gehe es nicht weiter. Sagten die einen, man sei verpflichtet, den Schwarzen zu erziehen und damit, weil's anders nicht geht, berechtigt, ihn schärfer anzufassen, so konnten sich andere wirtschaftlich mit der Sachlage nicht abfinden: Zehn Schillinge jährliche Kopfsteuer — bei gutem Preis für Landeserzeugnisse dem Schwarzen eine Kleinigkeit — wögen, so dämmerte ihnen, die Schäden nicht auf, die z. B. verbotenes, aber ungestörtes Weiden im Forstschutzgebiet oder dauerndes Abbrennen von Grasland verursachen. Ein Wegebau sei zweifelhafter Gewinn, stellten sie fest, wenn Pflanzervereinigungen dann nachwiesen, wieviel Ernte ausfiel, weil die Neger zum höher bezahlten Straßenbau entliefen. — Und es wurde zugegeben, daß die Achtung des Schwarzen zunehmend schwinde, aus schwierigen, aber charaktervollen „Wilden“ immer schlechtere Arbeiter würden. Es mußte also etwas geschehen und geschah: Eine Kommission zur Prüfung der Lage wurde berufen.

Zäumte man so den Gaul von hinten auf — das erste müßte sein, allgemein den Schwarzen wieder dahin zu stellen, wohin er gehört; schon damit nicht plötzlich

seiner „Selbstbestimmung“ Bombenflugzeuge nachhelfen müßten!¹⁾ — so auch falsch: Der Bericht der letzten Kommission brachte für den Schwarzen nur Zuckerbrot, während unhaltbare Zustände zu seinen Lasten „der Beachtung der Regierung empfohlen werden“. Da der Brief des Gouverneurs, mit dem er die Kommission berief, sozusagen lautete: „Wasch den Pelz, aber mach ihn nicht naß!“ so wunderte nur, daß die Kommission die Mängel der Arbeitsverhältnisse restlos aufzeigte. Wieweit ihre Vorschläge klar und durchführbar sind, ist leicht zu ersehen:

Die arbeitsunlustigen Schwarzen seien „aufzuklären“, daß sie arbeiten „sollen“, weil sie dank der Europäerherrschaft keine Fehden mehr hätten. Eingeborenenpflanzungen sollten künftig nicht so gefördert werden, weil man den Eingeborenen gegen fallende Preise für seine Erzeugnisse nicht schützen könne. Europäer sollten keine neuen Unternehmungen beginnen, ehe die Arbeiterfrage gebessert sei. Höhere Löhne seien dem Unternehmer kaum zuzumuten, solange die Durchschnittsleistung des Mannes so kläglich sei, daß ein besserer oft an einem Tage 2—3 Tagessätze verdiene! — Von dem wirkungsvollsten Mittel, das zur Arbeit nötigt, der „flexiblen“ Kopfsteuer, las man nichts. Ihre Erhöhung scheint bei einer Viehpreissteigerung von über 300% ebenso berechtigt, wie ihre Aussetzung in Elendsjahren.

Zum „Kipande-System“ äußerte die Kommission, es sei „largely ineffectiv“, so daß es eine Angelegenheit bleibe, „with which industry itself must deal“ (= mit welcher der Unternehmer selbst fertig werden mag!). Gegen das Entlaufen der Schwarzen, sowie die Unsitte, mit dem Arbeitsplatz den Namen zu wechseln, böte einzig „Registration“, Eintragung aller Eingeborenen, Abhilfe. (Sie hat sich in Kenya bewährt, wird für das Mandatsgebiet aber nicht empfohlen!)

Dann kam die letzte Weisheit:

Das Angebot an Arbeitskräften sei unzureichend, also sei die Leistung zu heben; Voraussetzung: Besserer Gesundheitszustand der Schwarzen — und hierfür: Bessere Lebensbedingungen! Der Neger solle in soliden Wohnungen untergebracht, saubere Latrinen müßten errichtet werden; das Essen des Schwarzen müsse bestimmte Vitamine enthalten; er müsse ärztlich gepflegt werden. Da er Hilfe in Privatdingen schätze, sei es wünschenswert, daß er auch an arbeitsfreien Tagen antrete...

Daß diese Vorschläge vernünftig sind, ist dadurch erwiesen, daß ohne Ansehung der Kosten verschiedene, und sogar ärmste Unternehmer sie längst durchzuführen versuchten. Ergebnis: der Neger läßt das beste Haus verkommen; er benutzt keine Latrine; er meldet sich nicht, wenn er nicht arbeiten will; krank kriecht er, seelisch widerstandslös, in den Busch, nimmt neben der gereichten Arznei Zauber. Diesen Widerstand des Eingeborenen selbst gegen Besserung seiner Lage tut die Kommission kurz ab: Sie müsse „in spite of himself“ erfolgen.

Mit der Bemerkung eines Südafrikaners: „Der Mensch soll sich die Geschöpfe der Erde untertan machen!“ ist die Schwarz-Weißfrage nicht gelöst, aber beantwortet: Getraut der Weiße sich nicht, auf Grund seiner Überlegenheit wie Verdienste um Land und Leute, Führer zu sein, so muß er eines Tages auf Kolonialbesitz verzichten. Denn der Eingeborene duldet schwache Herren nicht.

1) Geschah 1937, als eine Eingeborenen-Pflanzer-Vereinigung sich gegen die englischen Kaffeepreise auflehnen wollte.

ADOLF DRESLER

Raum- und Kulturpolitik des italienischen Imperiums

I. Die Errichtung des Imperiums

Wie Deutschland ist auch Italien verhältnismäßig spät in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten. Die Zersplitterung Italiens in zahlreiche Einzelstaaten, deren Einigung erst in den Jahren 1859/60 durch Cavour angebahnt wurde, ließen ein früheres koloniales Auftreten Italiens nicht zu.

Der erste Ansatz zu italienischem Landerwerb in Übersee wurde hervorgerufen durch den Bau des Suezkanales, dessen 1869 erfolgte Fertigstellung einen überaus starken Handelsverkehr vom Mittelmeer durch das Rote Meer nach Ostasien voraussehen ließ. Um Italien einen Anteil an diesem zu erwartenden Handelsverkehr zu sichern, erwarb der Schiffsahrtsbesitzer und Abgeordnete Professor Sapeto im November 1869 auf eigene Rechnung in der Bucht von Assab, die unmittelbar vor der Straße von Bab-el-Mandeb liegt, einen Küstenstreifen von 36 Meilen Länge und 2—6 Meilen Breite. Dieser erste durch Kauf erworbene Besitz wurde später in die Kolonie Erythräa einbezogen, deren Erwerbung 1881 mit der Unterstellung des am Roten Meer gelegenen Hafens von Assab unter den Schutz der italienischen Flagge begann und sich in mehreren Etappen bis zu dem 1889 mit Abessinien abgeschlossenen Verträge von Utschali erstreckte, durch welchen Erythräa einen Umfang von 120 000 qkm erhielt. 1891 folgte die Erwerbung eines Teiles von Somaliland, von dem vorher schon England und Frankreich Teile im Besitz genommen hatten. Italienisch-Somaliland umfaßte rund 450 000 qkm. Nachdem sich Italien 1891 und 1894 mit England über die Aufteilung Abessiniens geeinigt hatte, versuchte dann der italienische Ministerpräsident Francesco Crispi 1895 ein zusammenhängendes ostafrikanisches Kolonialreich durch die Besetzung von Abessinien und seine Verbindung mit Erythräa und Somaliland zu bilden. Die Unterstützung jedoch, die Abessinien durch Frankreich und England erhielt, führte dazu, daß die italienischen Truppen durch die Abessinier am 1. März 1896 bei Adua aufgerieben wurden. Frankreich stellte sich den italienischen Plänen entgegen, weil es von seiner Kolonie Dschibuti aus durch Abessinien eine Verbindung zu seinem Kolonialreich in Mittel- und Westafrika schaffen wollte, während England die italienischen Absichten durchkreuzte, weil es durch sie seine geplante Verbindung Kairo—Kapstadt bedroht glaubte. Italien mußte infolge des Fehlschlages von Adua auf die erstrebte Schutzherrschaft über Abessinien verzichten und seine weiteren kolonialen Pläne zunächst zurückstellen, aber kurz darauf gerieten seine beiden Gegner England und Frankreich in einen Gegensatz, der 1898 mit der Niederholung der französischen Flagge bei Faschoda endete und Frankreichs Pläne zugunsten der englischen Kairo-Kapstadt-Linie vereitelte.

Wenn wir von der 1902 erfolgten Erwerbung eines kleinen Schutzgebietes in Tientsin absehen, konnte Italien seine 1896 unterbrochene Kolonialpolitik erst 1911 fortsetzen, indem es im Krieg gegen die Türkei 1911 Libyen und 1912 Rhodos und die zwölf Inseln des Dodekanes im Ägäischen Meer in Besitz nahm. Italiens Hoffnung, durch den Londoner Vertrag vom 26. April 1915, auf Grund dessen es an der Seite der Entente in den Weltkrieg eintrat, die Erfüllung seiner weiteren Kolonialwünsche zu erhalten, wurde dagegen von England und Frankreich bitter enttäuscht. Mit Ausnahme ganz geringfügiger Grenzberichtigungen in Libyen an der ägyptischen und tunesischen Grenze sowie der Abtretung des Jubalandes durch England im Jahre 1922 wurde die Einlösung des Londoner Vertrages von 1915 verweigert. Infolgedessen sah sich Italien veranlaßt, seine Kolonialpolitik gegen England und Frankreich aus eigener Kraft durchzusetzen.

Im Mai 1935 begann der zweite Feldzug gegen Abessinien, der 1936 mit der Flucht des Negus und der Ausrufung der Impero am 9. Mai 1936 endete, nachdem

England und Frankreich durch die mittels des Völkerbundes von 52 Staaten gegen Italien verhängten „Sanktionen“ vergeblich die Durchkreuzung der italienischen Pläne versucht hatten. Das aus Somaliland und Erythräa sowie Abessinien gebildete italienische Imperium in Ostafrika umfaßt heute 1 708 000 qkm mit 7 600 000 Einwohnern.

Nicht unerwähnt bleiben darf die große strategische Bedeutung der italienischen Kolonie Libyen, das in gerader Linie südlich von Italien liegt, und der Inselgruppe im Ägäischen Meer. Sie unterstützen in wirksamster Weise den berechtigten Anspruch Italiens auf die Vorherrschaft im Mittelmeer.

Während des abessinischen Krieges hat die günstige strategische Lage Libyens sehr viel dazu beigetragen, daß Italien den Krieg siegreich beenden konnte, ohne daß England es daran durch Waffengewalt zu verhindern gewagt hätte. Am 28. Oktober 1938 sind übrigens die vier Küstenprovinzen Libyens, Tripolis, Misurata, Bengasi und Derna in ähnlicher Weise dem Mutterland eingegliedert und dem Innenministerium unterstellt worden, wie Frankreich dies mit Algier getan hat.

Eine bedeutende Schwierigkeit ergibt sich für Italien jedoch daraus, daß Italienisch-Ostafrika von Libyen durch den anglo-ägyptischen Sudan getrennt ist. Abgesehen von dem Luftverkehr, den Italien zu seinem Imperium eingerichtet hat, muß der gesamte Verkehr nach dort fast ausschließlich den Suezkanal benutzen, dessen Aktien sich vorwiegend in englischem und französischem Besitz befinden. Dadurch entstanden für die italienischen Transporte außerordentlich hohe Kosten; Italien verlangt infolgedessen immer wieder energisch eine Änderung der jetzigen Statuten dieses seinerzeit als internationale Schifffahrtslinie gebauten Kanales. Eine andere Schwierigkeit besteht für den Verkehr nach Italienisch-Afrika darin, daß sich dessen natürlicher Hafen Dschibuti, von dem die einzige nach Addis Abeba führende Eisenbahn ihren Ausgang nimmt, sich in französischem Besitz befindet. Italien fordert seit langem von Frankreich eine Abtretung Dschibutis. Schließlich wird auch die Südgrenze Libyens von Italien noch nicht als endgültig betrachtet, denn als Rechtsnachfolger der Türkei erhebt Italien Anspruch auf die ehemals zur Türkei gehörenden Gebiete von Borku und Tibesti. Diese Ansprüche stehen in Verbindung mit weiter reichenden Plänen zur Schaffung eines italienischen Kolonialgebietes in Mittelfrika, das sich von Tripolis bis zum Tschadsee erstrecken soll, Pläne, die allerdings von Frankreich auf das heftigste bekämpft werden, da hierdurch sein Kolonialreich in Afrika in zwei Hälften auseinandergerissen werden würde.

II. Die Siedlungspolitik des Faschismus

Die Errichtung des italienischen Imperiums in Afrika stellt jedoch nicht nur in der italienischen Kolonialgeschichte einen Wendepunkt von weittragender Bedeutung dar, sondern in der Kolonialgeschichte überhaupt. Denn kurz nach der Errichtung des Imperiums begann der Faschismus sowohl in Libyen wie in Italienisch-Ostafrika mit einer Siedlungspolitik, die, vom Staate ausgehend und von ihm getragen, ein völlig neues Moment in der Kolonialpolitik bietet. Diese Siedlungspolitik begann zunächst in Libyen. Sie nahm ihren Anfang mit den Siedlungsdekreten von 1928, welche bestimmte Richtlinien für die Ausbeutung des Bodens, Ansiedlung, Landwirtschaft, Viehhaltung usw. festlegte. Während bis 1934 die Siedlung vor allem Privatgesellschaften überlassen blieb und die Form der Konzession vorherrschte, begann in dem genannten Jahre der Staat einzugreifen durch die Gründung eines Verbandes für Kolonisation Libyens, des „Ente per la colonizzazione della Libia“.

Dieser hatte den Charakter einer Körperschaft des öffentlichen Rechts und bildete in Zusammenarbeit mit dem Reichsverband für soziale Fürsorge vor allem kleine Kolonistenbesitze. Die Siedlung geschah in kleinen Dörfern, die ihre Namen von verdienten Männern der italienischen Geschichte erhielten. Als Siedlungsgebiet sind die Küstenstriche östlich von Tripolis, das Hinterland des Dschebel 80 km südlich und südöstlich von Tripolis, das Hinterland der Provinzhauptstadt Misurata und in der Cyrenaika auf der Hochfläche das Gebiet zu beiden Seiten der großen Landstraße, die von Bengasi nach Derna führt, gewählt worden. Bis 1938 umfaßt die Ansiedlung in Libyen rund 2700 Familien mit etwa 12 000 Personen, 1938 begann die von Mussolini eingeleitete Massenansiedlung von Bauernfamilien. Nicht weniger als 1800 Familien verließen am 28. Oktober 1938 auf 17 Transportschiffen die Heimat, um sich mit ihren 20 000 Menschen an der „Vierten Küste“ anzusiedeln. Diese 1800 Familien waren aus 6000 Familien ausgewählt, die sich freiwillig gemeldet hatten. Bevorzugt wurden Teilnehmer des Weltkrieges, bewährte Faschisten und Teilnehmer an den Kriegen in Abessinien und Spanien. Vertreten waren alle Provinzen des Mutterlandes. Am 28. Oktober 1939 verließ der zweite „Zug der Zwanzigtausend“ Italien, von denen 900 Familien für Tripolis und 700 für Bengasi bestimmt waren.

Während die von Spanien, Portugal, Holland, Frankreich und England betriebene Kolonialpolitik fast ausschließlich auf die wirtschaftliche Ausbeutung der Kolonien nach kapitalistischen und merkantilistischen Gesichtspunkten eingestellt ist und die Ansiedlung von Weißen der Initiative des einzelnen überlassen blieb, hat also der Faschismus im Jahre 1938 eine Bevölkerungs- und Siedlungspolitik eingeleitet, die darauf ausgeht, den Lebensraum des Mutterlandes auf einen Teil seines afrikanischen Kolonialbodens auszudehnen durch die Ansiedlung einer möglichst großen Zahl von italienischen Kolonisten. Auch in den italienischen Kolonien war zunächst die Ansiedlung von Italienern dem einzelnen überlassen geblieben. Als dann der Faschismus die liberale Ära auch auf kolonialem Gebiete ablöste, ging er zunächst dazu über, die Ansiedlung in Libyen durch Konzessionen vorwärtszutreiben. So ist die den Privatkonzessionen überlassene Fläche in Libyen von 4000 ha im Jahre 1922 auf 257 749 ha im Jahre 1939 gestiegen. Einen entscheidenden Wendepunkt aber bildete das Gesetz vom 7. Juni 1938, durch das staatlicherseits eine Massenansiedlung eingeleitet worden ist, wie sie von Mussolini im Rahmen seiner gesamten Bevölkerungspolitik geplant ist.

Eine ähnliche Kolonisationspolitik wie in Libyen ist auch in den Gebieten des ostafrikanischen Imperiums eingeleitet worden. Dort wird die Siedlung von mehreren Verbänden getragen, vom Nationalen Hilfswerk für die Frontkämpfer sowie den Verbänden wie die „Romagna di Etiopia“, „Veneto di Etiopia“, „Puglia di Etiopia“ u. a., denen bestimmte Gebiete des Imperiums für ihre Tätigkeit zugewiesen worden sind. So arbeitet das nationale Hilfswerk für die Frontkämpfer im Gebiet der Hauptstadt Addis Abeba, wo es vor allem die ausgedehnten Ländereien besiedelt, die sich vorher im Besitz des Negus befanden. Diese Ländereien wurden 1938 in Besitzungen von je 50—60 ha aufgeteilt. Bisher hat das Hilfswerk 3000 ha besiedelt, wobei 196 Siedlungsanwesen errichtet wurden. Ein weiteres Gebiet von etwa 80 000 ha ist im Tal des Hochau bei Addis Abeba in Aussicht genommen. Die Siedler sind in einzelnen Gruppen seit Januar 1938 in regelmäßigen Zeitabständen in die für sie errichteten Anwesen abgegangen. Während sich 1935 in Abessinien nur insgesamt 6000 Europäer aufhielten, zählt Italienisch-Ostafrika unter Einrechnung der Arbeiter, Soldaten, Kaufleute und sonstigen Stadtbevölkerung bereits allein 250 000 Italiener, zu denen durch die Siedlungspolitik noch einige Hunderttausend Ansiedler auf dem Lande hinzukommen dürften. Bei dieser Ansiedlung von Wei-

Ben handelt es sich um Bauern, welche die notwendigen landwirtschaftlichen Arbeiten selbst vornehmen und die nach einer Reihe von Jahren — in der Regel nach 5 Jahren — Eigentümer des ihnen vom Staate zur Verfügung gestellten Bodens, Hauses und seiner Einrichtungen werden.

Im übrigen sucht der Faschismus auch das Niveau seiner eigenen Siedler dadurch zu heben, daß er in der Heimat koloniale Ausbildungskurse für Frauen abhält, die sich in den Kolonien ansiedeln wollen. Es gibt ferner eine große Anzahl von Kolonialinstituten, die im Dienst der Kulturpolitik des Faschismus stehen. In erster Linie das Faschistische Institut für Italienisch-Afrika, das Kolonialmuseum in Rom, die Italienische Afrika-Gesellschaft in Neapel, das Zentrum für koloniale Studien in Florenz, das Landwirtschaftliche Institut für Italienisch-Afrika, ebenfalls dort, sowie das Koloniale Herbarium, der Koloniale Botanische Garten in Palermo und eine umfangreiche Kolonialpresse.

III. Die Eingeborenenpolitik des Faschismus

Die Kolonialpolitik des faschistischen Italien unterscheidet sich auch dadurch von derjenigen Englands und Frankreichs, daß der Faschismus den Eingeborenen gegenüber eine andere Haltung einnimmt als die genannten Länder, die in den Eingeborenen ihrer Kolonien vor allem Ausbeutungsobjekte für ihre Handelsinteressen sehen. Der berühmte Sklavenhandel, den Frankreich und England bis zum Ende des 18. Jahrhunderts mit der Verschacherung von Negern nach ihren amerikanischen Besitzungen getrieben haben, und die brutale Ausbeutung der indischen Bevölkerung, von der ein Drittel unterernährt, opiumsüchtig oder krank ist, sind die Kennzeichen der „Zivilisation“, welche England und Frankreich sich zu verbreiten bemühen. Im Gegensatz dazu ist der Faschismus von der Überzeugung durchdrungen, daß er mit der Übernahme seiner Kolonien auch eine kulturelle Verpflichtung den Eingeborenen gegenüber auf sich genommen hat. Bemerkenswert ist dabei, daß der Faschismus die Rassenfrage auf eigene Weise zu lösen versucht. Während die französische Kolonialpolitik der Rassenmischung in weitgehendem Maße dadurch Vor-schub leistet, daß sie zahlreichen Eingeborenen das volle Bürgerrecht gewährt, ihnen die Möglichkeit, Abgeordnete im Parlament zu werden, gibt, ständig zwei Divisionen Eingeborenentruppen in Frankreich unterhält, und während England die Eingeborenen durch die Tätigkeit der Missionare ihrer Eigenart entfremdet, beläßt die italienische Kolonialpolitik den Eingeborenen ihre Einrichtungen, ja sie baut ihnen Schulen und unterstützt ihr kulturelles Leben in jeder Weise.

So sind z. B. die Araber Libyens organisiert in der „Islamischen Vereinigung des Littorio“ innerhalb der Faschistischen Nationalpartei. Ebenso ist die arabische Jugend von Libyen nach dem Beispiel der italienischen in einer eigenen Organisation, der „GAL“ (Gioventù araba del Littorio) zusammengefaßt und die arabischen Handwerker und Vertreter der einzelnen Berufe und Gewerbe in ihrer eigenen korporativen Organisation. In Libyen ist den Arabern ferner ein „kleines Staatsbürgerrecht“ verliehen worden, welches außer der persönlichen Freiheit, der Unverletzlichkeit der Wohnung und des Eigentums das Recht zur Bekleidung ziviler Ämter in Italienisch-Afrika sowie zur Ausübung der akademischen Berufe enthält. Ferner können die Araber in den von Eingeborenen bewohnten Gemeinden das Amt eines Bürgermeisters und in Gemeinden mit gemischter Bevölkerung das Amt eines Rats Herrn ausüben. Die ersten Tausend „Kleinen Staatsbürgerbriefe“ an Araber in Libyen wurden am 21. April 1938 ausgegeben. Weiter sei erwähnt, daß die Siedlungspolitik des Faschismus auch auf die Araber Anwendung findet. An der Küste der Cyrenaika sind bisher drei Dörfer angelegt worden, die ausschließlich für bisher nomadisierende Araber bestimmt sind. Endlich ist für die Eingeborenen der Kolonien eine Anzahl von Zeitungen gegründet worden; in Rom erscheint auf italienisch und arabisch die Zeitung „Avvenire Arabo“.

Auf das Verhältnis zwischen den in den Kolonien ansässigen Weißen und den Eingeborenen wendet der Faschismus allerdings seine Auffassung der Rassenfrage an. Als im Juli 1938 ein Ausschuß faschistischer Hochschulprofessoren eine programmatische Erklärung über die Rassenpolitik des Faschismus abgab, wurde als Grund die Bildung des Imperiums in Ostafrika angegeben.

Schon während des abessinischen Krieges war auf die Gefahr der Rassenmischung im neuen Imperium hingewiesen worden. In Punkt 8 der erwähnten Erklärung der Hochschulprofessoren heißt es: „Die Mittelmeervölker Europas sind von den Mittelmeervölkern Asiens und Afrikas scharf zu unterscheiden. Die Theorien, nach denen ein afrikanischer Ursprung einiger europäischer Völker und die Zusammengehörigkeit der Mittelmeerrasse mit den Semiten und Hamiten besteht, sind daher abzulehnen.“ Diese Trennung wird auch auf die gelegentliche Einwanderung von Afrika her, die im Altertum und frühen Mittelalter nach Italien erfolgte, ausgedehnt in Punkt 9, in dem es heißt: „Von den Semiten, die sich im Laufe der Jahrhunderte in Italien niedergelassen haben, ist keine Spur mehr vorhanden; selbst von der arabischen Eroberung Siziliens sind nur einige arabische Ortsnamen übriggeblieben.“ In Punkt 10 wird erklärt: „Die ausschließliche europäische Rasseeigenschaft der Italiener ist unantastbar. Blutsverbindungen sind nur mit anderen europäischen Rassen statthaft. Dagegen würde der rein europäische Charakter der italienischen Rasse durch Vermischung mit einer nichteuropäischen Rasse geschädigt werden.“

Nach der Besetzung Abessinien ist dort sowohl in den schon bestehenden, wie auch in den neu angelegten Städten eine völlige Trennung zwischen den für die Italiener bestimmten Stadtteilen und den Eingeborenenvierteln durchgeführt worden. Für die Wahrung des Ansehens der weißen Rasse gegenüber den Eingeborenen sind hier besonders scharfe Bestimmungen erlassen worden, deren erste, vom 19. April 1937 datierte, den geschlechtlichen Verkehr von Italienern mit Eingeborenen mit Zuchthaus bis zu 5 Jahren bestraft. Andererseits aber sorgt Italien gerade im ostafrikanischen Imperium in besonderer Weise für die Eingeborenen auch insofern, daß es die dort zur abessinischen Zeit weitverbreitete Sklaverei — es gab Gebiete, in denen 80% der Bevölkerung Sklaven waren — aufgehoben hat und den Sklaven durch Ansiedlung in den sog. „Dörfern der Freiheit“ die Möglichkeit, selbständige Bauern zu werden, gibt. Ende Dezember 1939 ist in der Provinz Vollamo das erste „Freiheitsdorf“, das nach dem italienischen Abessinien-Forscher Bottego benannt wurde, eingeweiht worden. In ihm sind mehr als 100 ehemalige Sklavenfamilien mit rund 800 Köpfen in modernen, von der Regierung errichteten Tukuls, den abessinischen Rundhäusern, angesiedelt worden, wobei jede Familie ein Stück Land, Vieh und Geflügel erhalten hat. Eine Reihe weiterer Freiheitsdörfer ist bereits im Bau.

Daß es dem faschistischen Italien gelungen ist, sich durch die geschilderte Behandlung der Eingeborenen deren Vertrauen zu erwerben, kam sinnfällig in der Überreichung des „Schwertes des Islam“ an Mussolini anlässlich seines Besuches in Tripolis im Jahre 1937 zum Ausdruck, wie auch in der treuen Waffenhilfe, welche die Eingeborenentruppen Libyens den italienischen Regimentern bei der Besetzung Abessinien geleistet haben.

Abschließend können wir feststellen, daß das faschistische Italien seinen Bevölkerungsüberschuß in zielbewußter Weise für die hohe Aufgabe der Siedlung und Verbreitung der europäischen Kultur in Afrika einsetzt, während England und Frankreich heute auch nicht mehr annähernd imstande sind, die für ihre ungleich größeren Kolonialbesitze erforderlichen weißen Siedler zu stellen, so daß der Zeitpunkt vorausgesehen werden kann, an dem diese Kolonialreiche von der Flut der zu eigenem Selbstbewußtsein erwachenden Eingeborenen überschwemmt werden dürften.

ENZIO VON SAALFELD

Entwicklungsvorgänge in Abessinien

Im Jahre 1939 bot sich mir die Gelegenheit, als Zoologe die Hartlmaier-Ostafrika-Expedition zu begleiten, wobei wir uns von Februar bis Juli im abessinischen Land aufhielten. Neben einem speziellen Aufgabenkreis wendet man sich als Naturwissenschaftler besonders dem Studium der klimatischen und geographischen Erscheinungsformen eines neuen Gebietes zu, da sie die notwendigen Voraussetzungen für das Erfassen des gesamten Lebensraumes geben. Die äußeren Lebensbedingungen können in charakteristischer Weise die tierische und pflanzliche Entwicklung beeinflussen. Einem ähnlichen Vorgang begegnen wir aber auch bei der Ausbreitung der menschlichen Rassen. Bei den Kulturnationen mit ihrer stark entwickelten Technik prägen sich die Einwirkungen der äußeren Umgebung schwächer aus als bei isolierten Volksgruppen primitiver Rasse, die durch landschaftsbedingte Verhältnisse gezwungen werden, ein abgeschlossenes Dasein zu führen.

Abessinien ist ein Musterbeispiel für die Verkettung von Volksentwicklung und Landschaftscharakter. Auch die geschichtlich-politischen Ereignisse zeigten sich stark durch die Besonderheiten dieses ostafrikanischen Lebensraumes beeinflusst. Nach unseren heutigen Kenntnissen stammen die Abessinier zum großen Teil aus Südarabien. Ihre Einwanderung aus dem südarabischen Raum in die Bergwelt Abessiniens hat dann wesentlich dazu beigetragen, die Entwicklung ihres Volkstums in neue Bahnen zu lenken. Abessinien bildet mit seinen schwer zugänglichen Hochländern von jeher ein isoliertes Gebiet. Diese Abgeschlossenheit hat seiner Fauna und den hier eingewanderten Völkern ein ganz bestimmtes Gepräge verliehen. Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende blieb sich die Charakteristik des abessinischen Raumes gleich. Mit der Eroberung des Landes durch Italien ist jetzt aber ein entscheidender Eingriff erfolgt, der für die Zukunft schwerwiegende Veränderungen in der Entwicklung und gegenseitigen Ausbalancierung der abessinischen Völkergruppen bringen dürfte. Für sie erhebt sich damit die Frage: Wie werden sie in ihrer Gesamtheit die schlagartige Berührung mit einer ihnen wesensfremden Außenwelt aufnehmen, und welche friedlichen Entwicklungsmöglichkeiten eigener Kultur- und Kraftentfaltung bieten sich jetzt den einzelnen Völkern?

Für Italien stehen zunächst andere Probleme im Vordergrund. Man gewinnt den Eindruck, als ob erst einmal alle Anstrengungen darauf hinzielen, einen gesunden wirtschaftlichen Warenaustausch ins Leben zu rufen und einen gewissen Stand von Autarkie zu erreichen. Ferner wird der neuen außenpolitisch wichtigen Position Italienisch-Ostafrikas durch den Ausbau strategisch wichtiger Stellungen besondere Bedeutung verliehen. Schließlich aber ist es noch „innerpolitisch“ die friedliche und kriegerische Auseinandersetzung mit der Bevölkerung, die Italiens Kräfte in Anspruch nimmt, wobei übrigens die kriegerische Seite mehr und mehr in den Hintergrund tritt, da nur noch wenige Unruheherde im Lande bestehen.

Man kann heute das Wort „Abessinien“ insofern noch mit gewisser Berechtigung gebrauchen, als sich damit in geographisch-biologischem Sinn ein ganz bestimmtes Gebiet, nämlich das Gebirgs- und Hochland, die „Warze Afrikas“, umgrenzen läßt. Das politische Staatsgebilde des abessinischen Reiches gehört der Vergangenheit an. Hier ist an Stelle des alten Namens die Bezeichnung *Africa Orientale Italiana* getreten (gebräuchlich mit A. O. I. abgekürzt),

worunter der gesamte ostafrikanische Besitz Italiens verstanden wird. Eritrea und Somaliland bilden mit den neuerworbenen Gebieten von Harar, Amara, Addis Abeba und Galla-Sidama einen Provinzverband. Verwaltungstechnisch steht in jeder dieser sechs Provinzen ein Gouverneur an der Spitze, unter ihm einige Kommissare, die wiederum über die Residenten der einzelnen Landschaften gesetzt sind.

Unsere Reise, die durch alle Provinzen außer der von Galla-Sidama führte, brachte eine Fülle verschiedener Eindrücke und warf interessante Fragen auf. Ich möchte dabei das herausgreifen, was für den Biologen vielleicht die auffälligste Feststellung bleibt, nämlich, warum man beim Abessinier auf ein so niedriges Kulturniveau stößt. In einem Land wie Abessinien, dessen Klima unserem europäischen Empfinden nach zu geistiger Arbeit befähigt, dessen Ackerboden schon bei primitiver Bewirtschaftung zwei, an manchen Stellen sogar drei Ernten pro Jahr liefert, dessen Weideflächen einen zahllosen Viehbestand zulassen und dessen allgemeine gesundheitliche Verhältnisse weit besser als die aller angrenzenden afrikanischen Gebiete sind, bleibt es einem zuerst unverständlich, warum in solch günstigem Lebensraum nicht ein Volk mit hervorragenden kulturellen und staatspolitischen Fähigkeiten zur Entwicklung gekommen ist.

Es lassen sich bei näherem Betrachten verschiedene Erklärungen für diesen Mangel anführen. Einmal dürfte es die rassische Mischung sein, die verschiedene semitische, hamitische und negroide Elemente in sich vereinigt. Die Amharen, das Herrschervolk Abessiniens, sind ein solches Mischprodukt. Ihr Volk entstand, als die aus Südarabien zuwandernden semitischen Stämme auf die hamitischen Ureinwohner stießen. Heute stehen etwa drei Millionen Amharen weiteren vierzehn Millionen Menschen im abessinischen Raum gegenüber. Zeitweilig hatten die Amharen dabei einen schweren Stand, unterwarfen aber doch weit über die natürlichen Grenzen ihres Gebietes hinaus die umliegenden Völker. Kulturspender waren sie dabei nicht; sie sogen die besetzten Gebiete nach bestem Können aus. Kleinstaatliche Reibereien erschöpften im übrigen jeden Kraftüberschuß. Der Charakter des abessinischen Landes, mit seiner landschaftlichen Zerrissenheit, begünstigte von jeher die selbständige Haltung schwer zugänglicher Gebiete. Ohne Verkehrswege, ohne technische Nachrichten- und Verkehrsmittel, sah sich keiner der Völkerspitter imstande, eine dauernde Herrschaft über das ganze Land aufzurichten. Erst wenn man die Schluchten und Berge des abessinischen Tafellandes selbst durchquert hat, begreift man, wie stark in diesem Gebiet die Kleinstaaterei von der Natur begünstigt wurde; und wo ständig der Kampf um die Existenz ausgefochten wird, bleibt nicht viel Zeit und Kraft für kulturelle Schöpfungen übrig.

Vergleicht man die Leistungen der Amharen, der bisher führenden Schicht in Abessinien, mit dem, was sich in Südarabien im Laufe der Zeit entwickelt hat, so ergeben sich beträchtliche Unterschiede. Als wesensgleichen semitischen Charakterzug läßt sich vielleicht lediglich die ausgesprochene Vorliebe für Rechtsstreitfälle anführen. Hervorragende Qualitäten zeigen die Amharen eigentlich nur als Krieger. Ihr Staatswesen gründete sich ja auch auf eine rein kriegerische Unterwerfung des Landes. Stadtgründungen kannten die Amharen kaum. Die wenigen Ortschaften von Bedeutung gehen fast alle auf fremdländischen Einfluß zurück. Der Tukul, die Standard-Hausform Abessiniens, ein runder Bau mit Gras- oder Schilfdach, fand für jeden Zweck Verwendung, gleichgültig, ob es sich um Kirchen, Wohnhäuser oder Fürstenpaläste handelte. Bei einigen in Stein gebauten Burgen ist es portugiesische, bei einigen alten Kirchen griechisch-ägyptische Beeinflussung, die die Bauten entstehen ließ. Obwohl die abessinische christliche Religion in all ihren Erscheinungsformen einen sehr unlebendigen Eindruck macht, haben sich doch wenigstens im Zusammenhang mit ihr einige wenige Ausdrucksformen

des Kunstempfindens erhalten. Man sieht schön gearbeitete Priestergewänder und Schmuck, Kirchenbücher und Malerei. Außer den religiösen Schriften existiert aber keinerlei Literatur. Die Kirchenbücher sind zudem in einer alten Sprache, dem Geez, geschrieben, welches nur noch von einer Minderzahl der Priester verstanden wird, so daß man bei den meisten annehmen muß, daß sie ihre Litaneien und Gebete ohne bestimmte Kenntnis des Inhalts hersagen. Auch die Malerei ist fast ausschließlich an kirchliche Motive gebunden. Erst in neuester Zeit sind unter europäischer Anleitung schüchterne Versuche weltlicher Darstellungen unternommen worden. Plastiken gibt es überhaupt nicht. Musikinstrumente sind Trommel, einsaitige Geigen und Flöten. Musikalische Darbietungen lassen schwach eine Melodieführung erkennen, ohne damit aber im entferntesten an Leistungen der arabischen Musik heranzureichen. Zu den künstlerischen Ausdrucksformen kann man noch Tanz und Tanzgesänge rechnen. Beide erfreuen sich großer Beliebtheit, wobei natürlich das erotische Motiv und nicht das künstlerische für den Erfolg bei den einheimischen Zuhörern ausschlaggebend ist.

Landwirtschaft und Handwerk sind nicht Sache des Amharen, sondern entweder seiner Frau oder des Angehörigen eines anderen Volksstammes, häufig z. B. der Gallas. Der Ehrgeiz des Amharen zielt auch heute noch darauf hin, in der Öffentlichkeit gut gekleidet und umgeben von einer großen Dienerschar aufzutreten. Früher waren diese Diener meist seine Sklaven und zugleich seine Soldaten. Daraus erklären sich auch so manche Schwierigkeiten bei der alten abessinischen Streitmacht, wo nicht etwa der Feldherr, sondern die jeweiligen Herren den kleinen Trupps zu befehlen hatten!

Der Handel spielt sich wohl seit ältester Zeit vielfach als reiner Warenaustausch ab, besonders dort, wo die Bevölkerung nie über große Barmittel verfügt. Das Zahlungsmittel ist heute in den Städten die Lira, auf dem Land wird daneben noch der alte Maria-Theresia-Taler geführt. Fremde Händler, die das Land durchzogen, waren und sind auch heute meist die Araber. Der Prozentsatz an seßhaft gewordenen Südarabern ist überhaupt im Lande groß. Arabisch ist die am meisten verbreitete Fremdsprache gewesen, heute dürfte es schon von Italienisch übertroffen werden. Der Wirkungsbereich der Europäer blieb früher fast ausschließlich auf die großen Städte beschränkt. Inder haben sich nie eine ähnliche Stellung wie in Kenya und Tanganjika erringen können. Aus religiösen und politischen Gründen war ihnen das Eindringen in das Landesinnere verwehrt. Nur an der Küste und entlang der Dschibuti-Bahn begegnet man ihnen häufiger. Heute wird von Italien selbstverständlich darauf geachtet, daß man den Indern gegenüber nicht in eine ähnliche Situation gelangt, wie sie die südlich benachbarten Engländer geschaffen haben, nachdem sie die indische Einwanderung zeitweilig noch sogar ermutigten.

Das Bild des abessinischen Lebensraumes wäre nicht abgerundet ohne die Erwähnung eines typischen Charakterzuges seiner Bewohner, nämlich der Gleichgültigkeit gegenüber bestehenden Mißständen. Als Europäer ist man geneigt zu glauben, während der kühlen (sogar kalten!) Jahreszeit müßte die Möglichkeit zu geistiger Arbeit und erhöhter Denktätigkeit schon allein auf Grund des Klimas gegeben sein. Man beobachtet aber immer wieder, wie die Bewohner der Hochländer vielfach sogar unter der kühlen Regenzeit leiden: Die Dächer der Tukuls sind mangelhaft ausgebessert, nachts liegen die Menschen klappernd vor Kälte auf dünnen Bastmatten auf dem feuchten Lehm Boden; die Türen sind mit alten Säcken oder Tüchern schlecht verschlossen, und zum Zudecken dient oft nur ein kleines Mäntelchen, das, tagsüber würdevoll um die Schulter geschlagen, dann seinen Zweck als dekoratives Kleidungsstück erfüllt. Es wäre ein leichtes, diese Verhältnisse zu ändern, wenn der Trieb vorhanden wäre, über das allernotwendigste Mindestmaß an Anstrengungen hinaus noch etwas zu leisten. Als Folge solcher Nächte sitzen die

Leute morgens stundenlang um ihre Feuer, und man sagt, sie brauchen bis Mittag, um wieder warm zu werden... Rechnet man noch die vielfach mangelhafte Ernährung hinzu, so wird einem klar, daß auch in der kühlen Jahreszeit allein auf Grund des körperlichen Unbehagens wenig Lust und Drang vorhanden sind, ernsthaftes künstlerisches Schaffen zu beginnen.

An solchen Punkten wird mit der Zeit die italienische Erziehungsarbeit ansetzen. Man hat schon Versuche gemacht, den Abessinier durch gemeinsam mit europäischen Arbeitern betriebene Handarbeit zu der Ansicht zu erziehen, daß solch eine praktische Tätigkeit keine Schande ist.

Die Erfolge sind dabei nicht immer überzeugend, vor allem deshalb, weil der Abessinier die Frage des Arbeitenmüssens aus einem ganz anderen Blickwinkel betrachtet und die italienischen Bestrebungen leicht falsch ausgelegt werden: Handarbeit eines Europäers bedeutet für ihn, daß es diesem weißen Mann schlechter geht als selbst den Amharen, den alten Herren seines Landes — die jede Arbeit durch ihre Frauen oder Diener verrichten lassen! — Mit der Einführung der gemeinsamen Arbeit rührt man überhaupt an ein schwieriges Problem, ob nämlich nicht der Eingeborene ein gut Teil der (bestimmt notwendigen!) Ehrfurcht vor der Stellung des Europäers unwiderruflich verliert. Man kann deshalb in A. O. I. vielfach die Ansicht hören, es verlohne nicht mehr, die Erwachsenen zu beeinflussen, dafür müsse man das ganze Gewicht auf die Jugenderziehung legen, um bei der nachwachsenden Generation ein gewisses Verständnis für die Notwendigkeit des Arbeitseinsatzes zu erreichen. Mir erscheint dieser Weg auch als das sicherste Mittel, erfolgreich auf die Psyche des Abessiniers einzuwirken.

Die Frage, wie man aus dem Abessinier einen brauchbaren Arbeiter erzieht, wird nicht zu umgehen sein. Man bleibt in einem solchen Land immer auf einheimische Kräfte angewiesen, auch wenn das Siedlungsprojekt italienischer Bauern größeren Umfang annehmen sollte. Dabei wird sich erweisen, welche Volksgruppe die entwicklungsfähigste ist. Die Amharen scheinen mir allzusehr in ihrem Herrenleben verwurzelt zu sein. Sie sind wohl wenig wandlungsfähig, und die Verknöcherung ihrer christlichen Religionsformen ist ein deutlicher Ausdruck ihrer allgemeinen Entwicklungsstufe. Dabei kann übrigens erwähnt werden, daß einem immer wieder bestätigt wird, ganz allgemein seien die christlichen Abessinier weniger zuverlässig im Vergleich zu den mohammedanischen oder heidnischen Stämmen.

Auf der Suche nach einem Volk, das an Stelle der Amharen für die italienische Koloniarbeit erzogen werden könnte, wird man sich vermutlich den Gallavölkern zuwenden. Bisher von den Amharen unterdrückt, können sie jetzt unter italienischer Herrschaft zeigen, ob die Entwicklungsfähigkeit, die man diesem Volk hamitischer Herkunft nachsagt, vorhanden ist. Die Gallas machen oft einen primitiven, dafür aber urwüchsigen Eindruck. Ich halte es durchaus für möglich, daß sich im Verlauf der Zukunft das völkerpolitische Gleichgewicht in Abessinien dahingehend verschiebt, daß die Gallas an Stelle der Amharen den für Italien wichtigsten Bestandteil der einheimischen Bevölkerung bilden werden.

Bei der Nutzbarmachung weiter Gebiete steht heute die friedliche Durchdringung und Inbesitznahme des Landes im Vordergrund. Mögen sich auch noch einige Unruheherde bilden, so kann doch darüber gar kein Zweifel bestehen, daß Italien das ganze neuerrungene Gebiet fest in Händen hält. Das zeitweilige Auftauchen der „rebelli“ entspricht dabei einem uralten Gesetz: Solange sich der Beherrscher des Landes nur mit dem Besitz der strategisch wichtigen Punkte und der wirtschaftlich fruchtbaren Gebiete begnügte, flammte der Ungehorsam in den schwer zugänglichen

Gebirgslandschaften immer wieder auf. Heute ist es nur eine Frage der Zeit, bis auch die Schlupfwinkel gesäubert werden. Solange das politische Schwergewicht des Imperiums noch in Europa liegt, belästigt man den jetzigen Zustand.

Unter den Maßnahmen, die gegen die Aufständischen ergriffen wurden, verdient eine Truppe Beachtung, weil sie aus den Erfahrungen der abessinischen Kriegsführung entwickelt wurde. Es ist die Aufstellung der „banda“ in Italienisch-Ostafrika. Die nach Beendigung des italienischen Feldzuges aufflackernden Plänkeleien machten eine neue Art der kolonialen Kriegsführung notwendig.

Unter der Leitung erfahrener Kolonialoffiziere wurden Gruppen von zwanzig bis fünfzig einheimischen Kriegern zusammengefaßt. Als Führer steht an der Spitze jeder Gruppe ein italienischer Offizier. Seine Persönlichkeit und ein guter Wehrsold halten die Männer unter italienischer Fahne. Als richtige Söldnergruppe wird diese aus allen abessinischen Stämmen zusammengesetzte Soldateska von jedem Drill verschont und nur in den einheimischen Kampfmethoden geübt. Wir waren mehrfach zu Gast bei Offizieren der Bandas und erfuhren manche Einzelheit über die Kriegstechnik. Im Kampf gegen die abessinischen Rebellen erweisen sich selbst die nach europäischem Muster geschulten Askartruppen der Kolonialarmee als ungeeignet. Die Soldaten der „banda“ sind wesentlich beweglicher, laufen im übrigen nach abessinischem Muster barfuß und sind nur mit Gewehr und Handgranaten bewaffnet. Selbst Maschinengewehre werden als Ballast empfunden und bei Kämpfen deshalb nicht mitgeführt. Begreiflicherweise sind auch in italienischen militärischen Kreisen die Meinungen über die Notwendigkeit des Vorhandenseins der „bandas“ geteilt. Manchem in europäischer Kriegsschule erzogenen Offizier widerstrebt die etwas wilde Söldnerschar. Die Erfahrung spricht aber unzweifelhaft für die Beibehaltung dieser Truppe, die sich dank ihres Erfolges durchgesetzt hat.

Das Werk, das für Italien zugleich strategische und wirtschaftliche Bedeutung besitzt und außerdem für die abessinischen Völker zu einer Umgestaltung ihres Lebensraumes führt, ist der Bau des Straßennetzes. Alle abessinischen Stämme mußten sich bisher dem Gesetz ihres Landes unterwerfen, einer durch die Unzugänglichkeit der Landschaften politischen und kulturellen Isolierung. Die Verkehrsschwierigkeiten sind deshalb so groß, weil wir in Abessinien kein Faltengebirge haben, sondern Hebungen und Einbrüche eines Tafellandes. Dadurch erhalten die oft in einer Höhe von 3000 m liegenden Hochebenen fast senkrechte Bruchkanten. Auch die wenigen Wasserläufe bilden keine natürlichen Verkehrswege, da sie am Rande dieser Abbrüche Schluchten bilden. Heftige Regenzeiten, die während mehrerer Monate jeden Verkehr im Land lahmlegen, verschärfen noch die Lage.

Diese natürliche Abgeschlossenheit der Hochlandgebiete und ihrer Bewohner hat mit dem italienischen Einzug ein plötzliches Ende erfahren. Das Adernetz der Hauptverkehrswege wird durch die Veränderung der Lebensverhältnisse fast eine biologische Bedeutung bekommen. Abgesehen von dem strategischen Wert der Straßen kann die durch sie vermittelte Berührung der Abessinier mit einer ihnen bis dahin fremden Welt zum wichtigsten Faktor ihrer völkischen Erneuerung werden. Mehr als in irgendeinem anderen Teil Afrikas gewinnt damit der Verkehrsweg an kultureller Bedeutung. Das bereits fertiggestellte technische Werk überträgt dabei nicht nur das, was an Wegebau in den Nachbarländern geschaffen wird, wo die Engländer im krassen Gegensatz zu A. O. I. in Kenya, Tanganjika und dem Sudan die Straße zugunsten der Eisenbahn vernachlässigten. Auch im Vergleich mit berühmt-berüchtigten anderen Gebirgsstraßenbauten (z. B. im nördlichen und südlichen Iran und Irak) steht die hervorragende Arbeit italienischer Straßenbauer einzigartig da.

Mit dem Problem der Verkehrswege rührt man überhaupt an alle andern Fragen, die das Leben in A. O. I. betreffen. Deshalb wird ununterbrochen am Weiterausbau des Straßennetzes gearbeitet. Die Haupthindernisse liegen jetzt, nach dem Abessinischen Krieg, in den Gelände- und Klimaschwierigkeiten, doch spielen politische und wirtschaftliche Fragen auch eine gewisse Rolle.

Die rein technischen Aufgaben liegen in Abessinien weniger im Überbrücken der Wasserläufe, als darin, den losnagenden Kräften der Regenfälle, die an den erodierten Steilhängen den Unterbau der Straßen bedrohen, entgegenzuarbeiten. Während, wie ich beobachten konnte, bei den unter ähnlichen Verhältnissen angelegten vorderasiatischen Straßenbauten die Tendenz besteht, die Kehren und Serpentinaen in den Berghang hineinzuschneiden, sind die Italiener überall dort, wo das Gelände Schwierigkeiten bereitet, dazu übergegangen, auf bastionartigen Vorbauten die Kehren vor den Hang herauszuziehen. Freilich setzen solche Bauten erhöhtes technisches Können voraus, auch sind sie teurer, sie dürften aber, auf lange Sicht berechnet, das Zweckmäßigste sein. Die Hauptverkehrswege sind heute fast alle schon asphaltiert und als Allwetterstraßen das ganze Jahr über befahrbar. Nur im Süden und Westen des Landes, mit seinen erhöhten Niederschlagsmengen, sind noch große Strecken während der Regenzeit unpassierbar. Die gepflasterten Furten der Kriegsjahre werden zunehmend durch Brücken ersetzt. Das Schwergewicht im Straßenbau scheint man zur Zeit mehr auf die neuerworbenen Provinzen zu legen, wo die Straßen und Wege jetzt schon vielfach in besserem Zustand sind als in den alten Besitzen Eritrea und Somaliland.

Der Verkehr auf den Hauptstraßen, besonders auf den Strecken Massaua—Asmara—Addis Abeba und Asmara—Gondar ist außerordentlich lebhaft. Als Transportfahrzeuge werden meist dreiachsige Sechsst- oder Achttonner, die alle ohne Anhänger fahren, bevorzugt. Die riesigen Fahrzeuge sind alle vollbepackt in Richtung Inland — kommen aber selten in beladenem Zustand zur Küste zurück. Dieses auffallende Bild begegnete uns fast überall, und erst allmählich lernten wir die Gründe dafür kennen: Eine einheimische Industrie ist erst im Aufbau begriffen, Gebrauchs-, Wohn- und Luxusartikel müssen deshalb eingeführt werden, ebenso wie der größte Teil des Haus- und Straßenbaumaterials. Fast alles stammt aus dem Mutterland.

Weiterhin fällt auf, daß sich die allgemein stark hervorgehobene Tendenz, A. O. I. nicht als etwas exotisch Fremdes, sondern als ein dem Mutterlande gleiches Gebiet zu betrachten, auch in der Ernährung und damit in der Zufuhr der Nahrungsmittel auswirkt. Allein Getränke — Chianti und Bier (letzteres sehr beliebt, da offensichtlich das seltenere) — nehmen einen ungeheuren Laderaum in Anspruch. So trifft man in bezug auf alkoholische Getränke „Antipasta“ und „Expressostuben“ selbst in kleinen Orten dasselbe Milieu wie in Italien. Es ist erstaunlich, wie wenig ein „kolonialer Lebensstil“ in Erscheinung tritt. Darin äußert sich eine gewisse nüchterne Selbstverständlichkeit und der Wunsch, die Dinge so einfach wie möglich zu gestalten.

Diese dem Mutterlande ähnliche Lebensart hat zweifellos ihre Vorzüge und wird stark dazu beitragen, aus Abessinien wirklich ein italienisches Land zu machen. Die schnell aufstrebenden größeren Städte mit ihrem durchaus europäischen Gesicht vermitteln den Eindruck, daß das wirtschaftliche Leben genau so schnell und reibungslos wie in Italien abläuft. Man spürt auch die Bemühungen, den Neuankömmling aus dem Mutterland auf ein Stück Heimatboden treten zu lassen. Dabei kann man für Ostafrika einzig dastehende Beobachtungen machen. Es ist zum Beispiel ein Land ohne „tins“, man tankt in jeder Stadt aus festen Tankstellen und nur in den kleinsten Dörfern aus eisernen Benzinfaßern. Da die Blechkanister nie ihren Einzug in Abessinien gehalten haben (denn zur Zeit des Negus war der Kraftwagenverkehr äußerst gering), fehlt endlich einmal auch das Kanisterblech als wesentlicher Bestandteil der Eingeborenenhütte!

Eine weitere biologisch interessante Feststellung ist, daß mit dem Einzug der „Gebräuche des Mutterlandes“ der Tropenhelm im Privatgebrauch aus Abessinien verschwand. Europäer, besonders Damen, die früher nie ohne Tropenhut ins Freie gegangen wären, empfinden es heute als Zumutung, diese jetzt unmodern gewordene Kopfbedeckung zu tragen. Sie nehmen ihren normalen europäischen Hut, ein Käppchen oder auch gar nichts. Es ist nicht ohne Reiz, beim Anlegen des Schiffes in Massaua, der heißesten Stadt der Erde, die Passagiere an der Reling mit der das Schiff begrüßenden Menschenmenge unten zu vergleichen. An Bord alle in Anpassung an die Tropen gekleidet, an Land die Italiener zur Mehrzahl in dunklen europäischen Anzügen, größtenteils barhäuptig. Ich habe von keinem Sonnenstich in A. O. I. gehört, ebenso wie es einem Kameraden und mir während der acht Monate in Afrika glänzend bekommen ist, vom ersten Tag an keinerlei Kopfbedeckung zu tragen. Damit soll keine prinzipielle Stellungnahme gegen den Tropenhut eingenommen werden, es sei nur gesagt, daß sicher manche unserer übernommenen Ansichten einer Überprüfung bedürfen. Jedenfalls hat die betonte Tendenz der Italiener, die Gebräuche des Mutterlandes auf das neue Gebiet zu übertragen, allein in der Kleiderfrage etwas sehr Bestechendes und zeigt einen erfreulichen Elan, kurzerhand Tatsachen zu schaffen und nicht vorsichtige Theorien zu verfolgen.

Die wirtschaftlichen Probleme, die sich in jedem Lande augenfällig im Frachtverkehr spiegeln, sind für den Besucher Abessiniens schwer zu beurteilen. Nach Mitteilungen aus dem Jahr 1939 hat die Platin- und Goldgewinnung in Abessinien außerordentlich zugenommen. Mengenmäßig tritt eine solche Exportladung natürlich nicht in Erscheinung. Im übrigen war sonst außer Bergbau nie eine Industrie im Lande vorhanden. Die Lederausfuhr (getrocknete Rinderhäute) beginnt zwar wieder aufzuleben, dient aber stark dem eigenen Bedarf. Und bei der allgemein auf Autarkie hinzielenden Bewirtschaftung wird zweifellos jede neuentwickelte Anlage zuerst den Eigenbedarf im Lande decken helfen, bevor an Ausfuhr gedacht wird. Ebenso steht es mit der Gewinnung von Bodenschätzen. Das Land ist, dank der geologischen Formationen, die durch die Einbrüche und vulkanischen Durchstöße unterste Schichten nach oben gelangen ließen, sicher reich an wertvollen Erzen. Die entscheidende Frage ist aber die nach der Wirtschaftlichkeit eines Unternehmens. Ungeheure Schwierigkeiten sind hier noch zu beheben. Straßenbauten bis in die Abbaugegenden, Errichtung von Werken, nicht zuletzt aber auch die Beurteilung, wie weit die Lager abbauwürdig sind. Bei dem vorläufigen Mangel an ausnutzbaren Wasserkraften macht sich natürlich auch das Fehlen der Kohle bemerkbar. Erfolgreiche Ansätze für Wirtschafts- und Industriesaufbau sind trotzdem schon festzustellen. Für das Jahr 1940 hat Kolonialminister Terruzzi ein allgemeines neues Wirtschaftsprogramm entwickelt. Anfangs fehlte zum Beispiel auch der Kalk, heute bestehen schon mehrere Kalkwerke und sogar eine Zementfabrik. Die Entwicklung scheint in stetiger Linie aufwärts zu gehen. Freilich mag sich nicht alles so schnell einlaufen, wie man anfangs dachte. Vielversprechend haben sich die Versuche mit landwirtschaftlichen Versuchsanstalten angelassen. Wir besuchten mehrere Stationen, die ausgezeichnete Ergebnisse mit Kleintierzucht und im Anbau von Getreide und Gemüse aufweisen. Die hier geleistete Vorarbeit für die Siedler ist bedeutend. Zweifellos werden sich in dem Moment, wo alle Vorbedingungen für den Ansiedlungsplan italienischer Bauern erfüllt sind, große Möglichkeiten eröffnen. Einzelne klimatisch ausgezeichnet gelegene Landschaften werden es vermutlich dem Europäer in derselben Weise wie im Mutterlande ermöglichen, seine Landbautätigkeit durchzuführen.

Die strategische Position Italienisch-Ostafrikas kann als sehr günstig bezeichnet werden. Neben dem Ausbau der Straßen liegen an allen wichtigen Punkten Flug-

plätze. Vor allem bilden Orte wie Massaua und Assab mit ihren neuen See- und Lufthafenanlagen ein wirksames Gegengewicht gegen das englische Aden und französische Dschibuti, die damit nicht mehr die alleinigen Kontrollmöglichkeiten im Roten Meer besitzen. Das abessinische Kernland von A. O. I. ist ferner durch natürliche Grenzen gegen den Süden, Westen und Nordwesten so gut geschützt, daß ein Angriff von diesen Seiten, besonders seit Italien und nicht mehr die Amharen die Beherrscher des Landes sind, wenig Erfolg haben dürfte.

Man gewinnt bei Betrachtung des Bildes, das uns heute Abessinien darbietet, den Eindruck, ein Land vor sich zu haben, das in der festen Hand Italiens aus seiner Lethargie gerissen sowohl in kolonialer Nutzbarmachung als auch bezüglich der Entwicklungsmöglichkeiten für die abessinische und italienische Bevölkerung eine große Zukunft birgt — daß sich dieses Land aber nur dem ergibt, der mit Mut und zäher Ausdauer seine Bestrebungen durchzusetzen weiß.

ESI GEOPOLITICHE - N. 11: L'AFRICA ORIENTALE ITALIANA

* * *

Durchblicke im atlantischen Raum

In den Niederlanden wird vielleicht die Gefahrlage, in die sich die Haupterschließermächte des Atlantischen Raums durch ihre europafeindliche Politik gebracht haben, am klarsten und mit der größten berechtigten Besorgnis gesehen. Sie haben ihren Befähigungsnachweis dafür, gute Ratschläge zu geben, durch ein vorbildliches Zusammenhalten eines Inselreichs von Weltmachtgröße auf 10 000 km Entfernung von einem kleinen Gebiet im nassen Dreieck der Nordsee aus erbracht. Schon einmal sind von den Niederlanden aus geopolitische Anregungen großen Stils für ein „neues Prinzip des Völkerrechts“ durch Ostverschiebung der Lebensräume in Europa ergangen, und schließlich mußte ihr Anreger von damals, Montijn (Haag), in der deutsch-polnischen Ostverschiebung nichts anderes als eine etwas abrupte Ausführung seiner Ideen und Vorschläge sehen.

Nun erhebt der Rector Magnificus der Rotterdamer Wirtschaftshochschule, W. E. Boerman, seine Stimme zur Frage der „Bestaansruimte“ und läßt dabei eine erlesene Auswahl amerikanischer, britischer, deutscher, französischer und niederländischer Forscher zu Wort kommen, nach deren Anhörung er weitgespannte Ziele übergroßartiger echter Zusammenarbeit zur Raumplanung und besten Auswertung der siedelungsbereiten Erdbewohner weltüber zeigt.

Aber wissentlich oder unwissentlich wird er damit zum Ankläger gegen die Selbstsucht der ausbeutenden Westmächte, die selbst keinen Siedlerüberschuß mehr haben und dennoch lieber die leeren Räume verkommen oder ungenutzt lassen, als den „Havenots“ auch nur das ihnen Geraubte zurückzugeben oder gar sie unter wirklich gleichen Bedingungen an der Erschließung und Steigerung der Bodentragfähigkeit und Bodenerhaltung der Erde teilnehmen zu lassen.

In der Notwendigkeit eines gerechten Ausgleichs auf diesem Felde liegt der Schlüssel zu allen Hauptfragen des Atlantischen Raums und zur Ausgleichsmöglichkeit zwischen ihm und dem Indopazifischen Raum ohne weitere Weltkatastrophen, ohne daß weiterhin Millionenmassen und Räume von Erdteilrang im Brodeln erhalten werden. Der Duce Italiens hat auf diese Tatsache immer und erst jetzt erneut wieder hingewiesen. Sie bestimmt Italiens und Japans weltpolitische Haltung, noch am 1. II. durch Aritas Rede bekräftigt.

Darum scheint es uns für die allerwärts im Atlantischen Raum durch Leidenschaft getrübt Fähigkeit der Selbstbeobachtung so wertvoll, wenn an einer ganz gewiß nicht prodeutschen Stelle einer pazifischen Macht eine Betrachtung ihres Verhältnisses zum atlantischen Sturmzentrum erscheint, die sich große Mühe gibt, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen.

Diesen Versuch machte Professor Masamichi Shimmyo in der Novemberausgabe von „Konnichi no mondai“; der „Transpacific“ gab ihn englisch wieder unter den zwei Leitworten: „Freundschaft mit Deutschland möglich — aber USSR. zwingt zur Vorsicht“ und „Teilung Polens zeigt, was Moskau bei einem China-Übereinkommen fordern würde“: „Teufels Anteil“ mehr oder weniger! — meint der Japaner.

Wir bringen einige Auszüge, weil ihre Abwägung in Mitteleuropa uns dienlich erscheint, so etwa den Satz:

„Wenn Wahrheit in der ‚New York Times‘-Meldung ist, daß Deutschland ungeheure Anstrengungen zu Verbesserungen der Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Japan gemacht hat, dann sollten wir unser zeitweiliges Ressentimentgefühl über Bord werfen und weiterhin streben, unsere Freundschaft mit Deutschland zu verfestigen.“

„Da Deutschland nun aber einmal den Pakt mit der Sowjetunion geschlossen hat, besteht für uns keine Gewähr für die Möglichkeit, daß es später noch mehr in das Schlepptau der Sowjetpolitik gerät. Daß die Sowjetunion aber ein Kunde ist, der genauer Überwachung bedarf, ist eine Tatsache, die nicht auf einen Streich durch das Nomonhon-Abkommen weggewischt wird. (Allerdings sind inzwischen das Fischerei- und Grenzabkommen gefolgt, und weitere sind in Sicht!)

„Angenommen, Japan beteiligte sich am europäischen Krieg oder verringerte seine Rüstung, so ist nicht zu sagen, wessen die Sowjetunion nicht fähig wäre.“

„Der einfache, gesunde Menschenverstand gebietet Japan, soviel Kraftrückhalt zu bewahren, als genügt, um die Sowjets allein bekämpfen zu können.“

„Wenn schon Italien, das doch eine Militärallianz mit Deutschland hat, eine so vorsichtige Haltung zeigt, wäre es voreilig für Japan, mit der Sowjetunion in tiefes Wasser zu geraten und sich in einen neuen Krieg hineinzustürzen.“

„Die Sowjetfeindseligkeit in China ist gefährlicher als die britische, weil sie aggressiv ist, während die britische auf die Erhaltung des Status quo abzielt.“ (Allerdings nicht in Mitteleuropa, wo sie Zerstörung verkündet!) —

„Auf dem Grunde aller Sowjetpolitik liegt doch die Weltrevolution.“

„Die Sowjetideologie ist kein bloßer Name oder Aushängschild.“

„Das am 29. September veröffentlichte Abkommen über die Teilung Polens ist nicht auf Polen beschränkt.“ — „Es ist nur beispielhaft.“ — „Vermutlich würden sie (die Russen) ganz China nordwestlich des Hwangho fordern.“ —

„Die Frage ist, bis zu welchem Grade Deutschland die Sowjets zurückzuhalten vermag.“ Diese Möglichkeit wurde in Japan schon vor dem Vorgehen gegen Finnland sehr gering eingeschätzt. Das wird breit ausgeführt und dann gesagt: „Wir müßten uns bei einer Neuordnung Ostasiens im Fall eines Kompromisses mit England und Frankreich gewiß auf seltsame Lösungen gefaßt machen; aber sie könnten auch bei einem Zusammengehen mit Deutschland und der Sowjetunion eintreten.“

„Wenn wir also nicht eines Zusammenspiels mit Deutschland sicher sein können, das noch erfolgreicher ist als das mit der Sowjetunion, müßten wir achthaben, in keine Beziehungen einzutreten, die uns in den europäischen Krieg hineintriften können, und statt dessen uns auf den Aufbau der eigenen Kraft konzentrieren. Aber selbst, wenn wir die Bande zu Deutschland noch positiver schlingen, sollten wir nicht sein Beispiel allzu starker Bindungen an die Sowjetunion befolgen. Diese Einstellung wird selbsttätig bestimmen, wie weit wir in unserer Diplomatie gegenüber Deutschland gehen können.“

Diese Haltung wirft einen Scheinwerferkegel in die Atlantische Welt, der weniger sichtbar von vielen Seiten mit ähnlicher Basis auf sie gerichtet wird, wobei die Vorgänge in Finnland ganz gewiß die Vorsicht der vorläufig noch Unbeteiligten nicht verringert haben, ebensowenig, wie die gespannte Aufmerksamkeit auf die Aufbau-

leistungen zum Besseren in den bewältigten Räumen. Sehr mit Recht nannte deshalb Generalgouverneur Frank in Krakau seine Aufgabe „das entscheidende kolonialpolitische Probestück Deutschlands“.

Nach seinem Gelingen wird sich das Urteil der Geschichte weitgehend richten.

Das kolonialpolitische Probestück der Westmächte auf der Landbrücke zwischen Atlantischem und Indopazifischem Raum im Nahen Osten hat bis jetzt nur eine Reihe von Fehlschlägen aufzuweisen.

Zum Jahresende gesellte sich eine Störung ganz besonderer Art dazu. Eines der unheimlichsten Erdbeben mit sieben Stoßfolgen hat etwa ein Fünftel des Staatsgebiets der Türkei (rund 150 000 qkm von 762 736) in Trümmer geworfen. Nur 6 von 11 Staatenbildungen, die heute das Mosaik des „Orient“ im engeren Sinn zusammensetzen, sind raumweiter als diese Trümmerzone allein, die im Winter an sich schon im Verhältnis zu ihrer Südlage klimahart und noch dazu verkehrsfeindlich ist.

Physische und politische Erschütterungen und Zerrungen sind an dieser heikelsten Stelle, des Landverkehrsge-nicks zwischen Kleinasien, Großasien und Afrika, das der Bund von Saadabad und seine Freunde einnehmen, ganz besonders folgeschwer, weil Iran und Afghanistan einer ganz andern geopolitischen Drift folgen, als die englandhörigen Gebilde des Irak und seiner westlichen Nachbarschaft (vgl. Ägypten-Aufsatz dieses Hefts II/40).

Daß wahrscheinlich auch noch die meisten Befestigungen und die wenigen brauchbaren Straßenbauten (siehe Geopolitik XI/39) der türkisch-armenischen Schütterzone gegenüber den transkaukasischen Truppenansammlungen der Sowjets



und der Hafen von Samsun mit Hinterland ein Opfer des Erdbebens geworden sind, spannt die Lage noch weiter an — angesichts des sichtlichen Wunsches der Westmächte nach Verbreiterung des Kriegsschauplatzes in der Umwelt, der rumänischen und kaspischen Ölquellen und nach erneuter Verwandlung des Nahen Ostens aus dem Breccien-Zustand von 1919 in ein noch labileres Trümmerfeld. Bei dessen Wiederaufräumung dürften alle darin vorhandenen Kräfte der Ordnung und des Wiederaufbaus eine ungleich sachdienlichere und würdigere Verwendung haben, als zur Störung der geopolitischen Verfestigung von Mitteleuropa. Im Sinne einer mitteleuropäischen Ruhelage wäre allerdings ein Nichtangriffs-Anliegervvertrag im Ostseeraum mit bewaffneter Neutralität zur dauernden Sicherung wirklicher Freiheit dieses Meeres nützlicher gewesen, als die Bedrohungen des europäischen Nordens von kontinentaler, wie von ozeanischer Seite, die ihn nur aus seinem relativen Ruhezustand herausdrängen konnten. Echte Freiheit, nicht Blockade mußte sein wahres, zu verteidigendes Interesse sein.

In langfristiger und weiträumiger geopolitischer Betrachtungsweise aufgefaßt, war das machtmäßige Handlegen Rußlands auf Estland, Lettland und Litauen im Zusammenhang mit der Begradigung der deutsch-russischen volkspolitischen Grenze ebenso begreiflich, wie die Zerstörung seines Nordwestbollwerks in Finnland ein Fehler im weltpolitischen Augenmaß. Denn wirtschaftlich und kulturpolitisch unbeherrschten nordischen Wirkungsraum besaß Rußland genug. Auf der andern Seite konnte ein wirklich wehrentschlossener nordeuropäischer Verband der Oslo-Mächte — statt einer Palawer-Vereinigung, die er war — mit Schlüsselstellungen von Großmachtumfang für den Neubau Europas zu einem wertvollen Teilglied werden, zu dem Finnland geopolitisch gehört, dessen natürlicher Schwerpunkt in Schweden liegt. Drängt die ostbaltische Entwicklung Schweden aus dieser geopolitischen Bestimmung heraus nach Westen, so wird ein dauerndes Unruheelement geschaffen, an dem das Großdeutsche Reich nicht das geringste Interesse hat. Das liegt auf einer stetigen Nordsüdachse durch den Erdteil hinter seiner Abwehrfront zwischen Nordsee und Alpen.

Gewiß war der örtliche Reiz auf russischer Seite nach Beseitigung der Petsamo-Korridor-Schöpfung mit ihren Bodenschätzen, nach unmittelbarer Druckwirkung auf das ozeanleibige Norwegen und Ausschaltung einer beständigen außenbürtigen Landungsmöglichkeit groß, aber es hätten sich bei weniger Starrheit auf finnischer wie russischer Seite ebenso Lösungen finden lassen, wie bei den ungleich großzügigeren Angeboten des deutschen Führers an Polen in der Korridorfrage. Britische Einmischungspolitik wollte solche Lösungen nicht und hintertrieb sie hinter den Kulissen auf allen möglichen Wegen, von denen der tugendhafte Chef des „Foreign office“ gar nichts zu wissen brauchte; es genügte, daß er diese unterirdischen Kräfte gewähren ließ und ihren Etat vertrat; im Nahen Norden wie bei korruptiven Erscheinungen im Nahen Osten, die noch obendrein „the smell of oil“ durchzog. Er schafft nun einmal eine besonders unreinliche Atmosphäre, ob sie sich nun über Baku, Bahrein, Abadan, Kirkuk oder Plojeshti und Bukarest lagert oder die „Pipelines“ bis Beyrut und Haifa ans östliche Mittelmeer begleitet, wo Italien sie auskosten muß.

Geschick und Glück haben sich bei den bisherigen Lösungen Italiens zur Freihaltung und Stillegung eines scheinbar in erster Linie zum Austrag berufenen Span-

nungsfeldes verkettet; das weiß sein Führer; aber er weiß auch, daß er unterm Schwert lebt. Immerhin hat seine Art der Aufgabenhinhaltung strahlenden Einfluß bis nach Südamerika gewirkt, wo das zweite Heldenende eines „Grafen Spee“ und seines ritterlichen Kommandanten günstige Stimmungsrückschläge bewirkt hat. Sie kamen der eigenständigen Stellung Argentinien zugute, das sonst mit leisem Argwohn junger nationalistischer Selbstbesinnung auf die faschistische wie die nationalsozialistische Organisation seiner italienischen und deutschen Siedler blickte, wie in noch höherem Grad Brasilien und die Vereinigten Staaten.

Dort aber beherrscht noch der Vorschatten der Präsidentenwahl und der Kriegsgewinnmöglichkeit, ohne das Fell zu Markt tragen zu müssen, dann der aufregende Zug des „Pazifischen Gesichts“ die geistige Haltung, der dabei die Verlagerung des geopolitischen Schwerpunkts nach der Mitte und das große Temperament des pazifischen Westens im Verhältnis zu seiner Volkszahl zu Hilfe kommt.

Dort scheint die goldene Hippokratische Ärzterege: „Zunächst einmal keinen Schaden stiften!“ das beste Rezept für alle wirklich guten Europäer, die nur möglichst wenig Einmischung der Neuen Welt in die Alte Welt wünschen müssen.

Vorübergehende Erkenntniswandlungen in dieser Richtung wagen sich sogar in Frankreich ans Licht, das nun auch wirtschaftlich im eigenen Fett seiner Britenhörigkeit schmort. Rein ozeanische wie rein kontinentale Mächte sind groß im „Brodelnlassen“ anderer, namentlich der Inwohner von Zerrungsräumen zwischen ihnen: das ist eine uralte geopolitische Erfahrung, die nicht erst seit Sir H. Mackinder in klares Licht gestellt worden ist. Schon aus peloponnesischen und punischen Kriegserfahrungen konnten sie gewonnen werden; und Spanien weiß in seiner ganzen Geschichte, nicht erst der jüngsten, ein Lied davon zu singen. Deutschland will ihr Objekt nicht wieder werden; das ist Großbritanniens atlantischer Hauptkummer, daß es endlich zu dieser Einsicht durchstieß. Hoffentlich bewährt sie sich 1940 zwischen allen „Räubern des Meeres und der Steppe“! Denn auch Räuber der Steppe sind Räuber; nicht nur die Piraten der See und ihre Piratenreiche.

Eine noch ernstere und näherliegende Frage ist die, ob der ursprüngliche englische Geist sein ethisches Salz auf den Höhen der Macht und der Ehre und der Herrlichkeit bewahrt hat. Man klagt seit langem über gewisse Erschlaffungszeichen in den führenden Schichten: eine Senkung des moralischen Standes der Literatur, eine ungesunde Steigerung des Luxus, zunehmende Arbeitsunlust, Überhandnehmen von Sport, Spiel und Wetten. Daneben bemerkt man in fast allen Schichten sinkende Geburtenzahlen, ein Zeugnis, daß das englische Volk von demselben Übel angekränkt ist, das an dem Lebensmark des französischen zehrt. Die Zeichen dafür also werden sichtbar, daß nicht einmal dieses geborene Herrenvolk eine Ausnahme macht von jenem Gesetz, das die Bäume hindert, in den Himmel zu wachsen.

Rudolf Kjellén, Großmächte der Gegenwart,
24. Aufl. 1933, S. 81

KARL HAUSHOFER

Bericht aus dem indopazifischen Raum

Über Allzuvielen, das wir während der europäischen Selbstausschaltung dem Indopazifischen Raum gegenüber von den inzwischen dort erlangten Vorteilen und Errungenschaften hören, steht der Faustische Zweifel geschrieben: „Die Botschaft hör' ich wohl — allein mir fehlt der Glaube.“

Das gilt von Chiang Kaisheks vier utopischen Zielen seiner Außenpolitik.

Das gilt — selbst wenn es die „Informationsblätter für das Neue China im Namen der Sektion der Kuomintang in Deutschland“ (z. B. Nr. 80/39) versichern — ganz besonders für den unter kommunistischer Leitung stehenden Nordwestteil von China, sosehr wir an sich der „Bewegung der produzierenden Landwirtschaft“ dort Erfolg gönnen möchten. Aber wir mißtrauen einer Hilfe, die ausgerechnet für die Landwirtschaft von der kommunistischen Hauptstadt Yenan der gemischten Grenzgegend Shensi-Kansu-Nanghsia von 20000 „Studenten“ auf 100000 brachliegende Morgen kommen soll (s. a. Peoples Tribune XXVIII/39, S. 185, 193: Chi Chua hua über die „Kette gebrochener Versprechungen der Kommunisten“).

„Diese Studenten, die jetzt von der Regierung Nahrungsmittel erhalten, werden sich bald selbst versorgen können.“ — Wir haben schon zu viele Enttäuschungen mit großen Worten erlebt, die von den chinesischen Studenten ausgingen (deren Jahrgänge dort weit herunter ins Sekundanerreifealter reichen!), um nun plötzlich zu glauben, daß Marschall Chiang Kaisheks Erklärung pünktlichen Gehorsam finden werde, „daß die Rettung Chinas nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande zu suchen ist“. Richtig ist sie gewiß, aber verstärkte Elemente bringen die agrarpolitische Rettung nicht.

Die „Produktionsbewegung“ und was wir von ihr hören, riecht verdächtig nach Konferenzpapier, wenn sich auch „Hunderte von auserwählten Vertretern der Regierung, der Partei, der Jugendverbände, der Bauern-, Arbeiter-, Schüler-, Frauen-, Technikerorganisationen und anderer Gruppen zu eingehender Besprechung von Maßnahmen versammelt haben“, die, in Yenan getroffen, ganz gewiß kriegskommunistischen Charakter im Gegensatz zum alten fleißigen individuellen Stil der chinesischen Landwirtschaft haben. Sicherlich ist China in mehr als einer Beziehung „at the crossroads“ angekommen und sehr auf „Progreß in Chinas Hinterland“ angewiesen (Far Eastern Review, Bd. XXXV, Nr. 10). Japan und Indien geht es nicht anders; und die britische und us.-amerikanische Presseführung tut das Menschenmögliche, um sie alle in der ehemals gewohnten Hörigkeit zu halten.

Diese Hörigkeit ist an der Jahreswende 1940 zu einer Klippe für das Kabinett Abe geworden, mühsam genug zu umkreuzen.

Scharfe Lichter auf den Einsatz der beteiligten Mächte seit dem Heraufdämmern des kleineuropäischen Rachekriegs der Westmächte gegen das Deutsche Reich fallen aus dem Bereich nicht nur der Großraumbesitzer USA. und USSR., sondern auch der auf dem Spiel stehenden Außenräume selbst. Gründliche Kenner der herrschenden britischen Kreise sagen uns, daß diese, mit Ausnahme von wenigen Außenseitern, in ihrer gegenwärtigen Verbissenheit lieber außer China auch noch Indien verlieren wollen, als vom Halali über Mitteleuropa ablassen.

Ein solcher Standpunkt müßte die Niederlande doch sehr abschrecken!

Das würde etwa zu dem stimmen, was Irving S. Friedman in „Far Eastern Survey“, Bd. VIII, Nr. 19, schon Ende September 1939 über „Britains China stake on the eve of a European war“ voraussagen zu können glaubte und was gewiß durch das — dem britischen Zurückweichen auch aus Nordchina seither entsprechende — Vorrücken der USA. bisher nicht ausgeglichen worden ist.

Blutige Wirtschaftsverluste in Schanghai und Nordchina (mit Ausnahme der Kailan-Kohle und der British-American Tobacco), Zusammenbruch der einst blühenden Yangtse-Stromfahrt, Vorrücken der japanischen Flagge auch auf See auf mehr als ein Drittel der britischen Handelsflottenstärke (in naher Zeit 6 Mill. t, Ziel 1942: 7,5 Mill. t), Zur-Seite-Drängen der Eisenbahnwerte, Erliegen der Küstenschifffahrt: alle diese Dauerschäden finden keinen Ausgleich durch die vergängliche Bedeutung von Rangun als Lieferplatz für Innerchina.

Leichter auch als die hochbetriebsamen ozeanischen Konkurrenten kann sich das große Rußland auf Wartezustände in Ostasien einrichten. Die Außenmongolei bleibt ihm auch bei einem japanisch-russischen Ausgleich so sicher, wie Tannutuwa und Sinkiang, möglicherweise Kansu und Shensi.

Auch die starken transpazifischen Luftbande, die sich von USA. aus nach Australien schlingen (das nicht einmal der Franzosenkonkurrenz in den Neuen Hebriden Herr wird), haben ihre Schattenseite, wenn z.B. Neuseeland im Oktober 1939 gleichzeitig von britischer und us.-amerikanischer Linienflugfahrt erreicht wurde. Gewiß: es hat Opfer gekostet; und die Linie führt nunmehr über Numea in Neukaledonien (Fr.) statt Pago-Pago auf Samoa, wie ursprünglich vorgesehen war, von Honolulu und Kanton I. her, nach Aukland. Nur 4 Tage Flug hängen Neuseeland, 5 Tage Australien an die USA., statt 15 oder gar 18! —

Wie stellte sich Japan innerlich zum kleineuropäischen Krieg? Es ist außer Frage, daß gerade unter den Freunden Deutschlands in Japan viele durch den deutsch-russischen Nichtangriffspakt verprellt worden sind und Deutschlands Beliebtheit in Japan dadurch beträchtlich gelitten hatte. Zeugnis dafür gab u. a. eine Umfrage der Zeitschrift „Nihon Hyoron“ bei 50 Prominenten, von denen nur 5 die Gewinnchancen Deutschlands, 20 die der Westmächte vertraten, während 25 auswichen. Aber auf die Frage nach der Haltung Japans zu diesem Kriege sprachen sich zwar 43 für Nichteinmischung in die europäischen Handel aus, aber 3 bestimmt für Austreibung und Niederwerfung Englands, keine einzige für Englands Unterstützung.

Gleiche wirtschaftliche Vorteile, wie während des Krieges von 1914—1918, erwartet Japan nicht, obwohl es die damals zugeströmten offenen und stillen Reserven von etwa 6 Milliarden Mark, davon fast 600 Millionen in Edelmetall, nicht vergessen hat. Aber es steht nun selbst mit angespannter Rüstungsindustrie, gebundener Wirtschaft und ohne Reserven, fast wie eine auch in den westlichen Krieg verwickelte Macht vor der Konjunktur, die auszunützen nur die Vereinigten Staaten und Sowjetrußland voll befähigt sind.

Wirkliche starke Führereigenschaften hat das Kabinett Abe nicht entwickelt, darum fiel es. Nomura und Hata dürften seine stärksten Erscheinungen gewesen sein, Hata ist in das stärkere neue Kabinett Yonai eingetreten, Arita darin wieder auferstanden. Er hat sich am 1. II. 40 weltpolitisch ausgezeichnet eingeführt.

Näher und näher rückt vor Japan die Wahl zwischen einer Politik der großen Mittel und Ziele, aber auch des großen Wagens und einer Politik der kleinen Gegenwärtshilfen, aus denen möglicherweise aber große künftige Notstände emporsteigen, wenn alle Mächte, die Ferndruck auf Japan üben können, keine gebundenen Hände mehr haben werden. Aber die Möglichkeiten dieses Ferndruckes abzuschätzen ist Japans Sache. Vorläufig gleicht ein guter Teil seiner öffentlichen Meinung jenem unbehaglichen Zustand „zwischen den Gezeiten“, für den Omar Chayam und sein erster britischer Übersetzer die treffende Bezeichnung „willy nilly flowing“ geprägt haben, für jenes unbestimmte Oberflächenspiel des Wassers, das noch nicht erkennen läßt, wohin die Strömung wirklich gehen wird, ob die Flut noch steigt oder die Ebbe schon eingesetzt hat, wo der Kühne noch auf Steigen, der Ängstliche schon auf Fallen spekuliert.

Die Samurai sind kühn; Abe und die Seinen waren es nicht und konnten keine großen raumpolitischen Erfolge einheimen. Yonai hat es besser, denn er steht unverbraucht vor neuen Lagen.

Aber dieser Typ ministerieller Bekleidungsstücke des Kaiserthrons ist wohl mehr geschaffen zum Bewahren und Grenzziehen, auch geeignet, Zonen mit den Russen abzustecken. Ob diese sich daran halten ist fraglich; denn Ministerien wie das Ersatzministerium für Hiranuma in Japan sind geeignet, die Großraumbesitzer RSSR. wie USA. kecker, unternehmungslustiger zu machen, selbst die Kolonialmächte alten Stils zum Wiederaufholen schon eingezogener Segel zu ermutigen. Prestigeglanz ist ein vergänglicher Zauber, solange er keinen Ausdruck im Raum gefunden hat; darum hat Moskau so schnell jeweils nach raumpolitisch nachweisbaren Verbesserungen gegriffen; daß England und Frankreich sie nicht zu bestreiten wagten, hat ihnen mindestens im Osten Gesichtsverlust eingetragen.

In diesen Fragen vergißt auch leicht, wer nur kleineuropäisch denkt, daß an Holland und Belgien weite koloniale Schutzgebiete hängen, die scharf die Haltung ihrer Herrenländer in Neutralitätsfragen als Symptome ihres Stärkebewußtseins oder Schwächegefühls abwägen, in Indonesien weit mehr als am Kongo, aber sogar am Kongo mit Rückwirkung bis an den Indischen Ozean hinaus.

Welcher Absturz führte von der Afrikatagung in Rom im Oktober 1938 mit der Aureole europäischer Kooperation zur Jahreswende 1939/40 und weiter, durch Englands und Frankreichs alleinige Schuld gegenüber der Weltgeltung Europas! Selten ward so deutlich in der Weltgeschichte ein Ast abgesägt, auf dem die Säger saßen; Mitteleuropa dreht ihrem Sturz zwangsläufig den Rücken zu.

Aber es erkennt doch, daß der großeuropäische Gedanke dabei verlieren muß, für den Deutschland so lange selbstlos höchste Opfer gebracht hat, für die es dann den Dank von 1914 an bis 1940 besah. Diese Opfer bezogen sich auch auf eine der Selbstbestimmungsbewegung Indiens gegenüber geübte dort nicht verstandene Zurückhaltung, in der von Deutschland aus eine kulturpolitische Rücksicht auf Englands Erschließungsleistungen für die Kulturarbeit der weißen Rasse im ganzen genommen worden ist, die weder England noch Frankreich jemals wirklich anerkannt haben. Japan und Rußland haben es besser verstanden, Vertrauen in Jung-Asien zu erwerben, das Japan erst durch sein Vorgehen in China gefährdete.

Während die Alte Welt sich nach Kräften Abbruch tut, sammelt die Neue Welt Geld, Güter und Menschen in weiträumigere Scheuern. Das letztere gilt

wörtlich für Peru 1939, das sich endlich, durch die erste wissenschaftlich einwandfreie Volkszählung seit dem alten Manuel Pardo (1876), dem Vater des gegenwärtigen Präsidenten, eine zutreffende Übersicht über seine Einwohnerzahl verschaffte. Damals waren 2 704 988 Einwohner gezählt worden. Seither hatte man von Schätzungen des im Umriß wandelbaren Staatsgebiets und Teilzählungen gelebt und war langsam auf gegen 7 Millionen gekommen (6,8/1936). Der seltsam ausgezackte Reststaat des stolzen, alten Vizekönigtums Peru ist heute noch einer der geopolitisch interessantesten Teilkörper des von Ernst Samhaber in seinem präch-



tigen Band: „Südamerika“ unvergleichlich seiner Dynamik nach geschilderten Ibero-Amerika. „Gesicht, Geist und Geschichte“ bauen in diesem vorzüglichen Buch ein lebensvolles Bild über dem zukunftsreichen, wie vergangenheitsbeschwerten Riesenraum. Welche Spannung liegt allein in der Tatsache, daß der Machtschwerpunkt des Inkareiches in fast 3500 m Meereshöhe gelegen war, der des spanischen Vizekönigtums und der heutigen Republik auf 136 m, nur 11 km vom Meer! — Kein Wunder, daß man einen eigens geschulten Stab von 25 000 Beamten brauchte, um die raum- und volkspolitischen Gegensätze in ihren Tatsachen sicher zu erfassen. Die vollständige Auswertung dieser Volkszählung wird, muß wertvolle Ergebnisse zeitigen. Kein Wunder auch, daß der Andenstaat ein monotones pazifisches Gesicht zeigt, dagegen ein vielfach zerrissenes und zerfurchtes atlantisches Gesicht über den entströmenden Amazonas hinweg nach der tropischen Hyläa wendet.

Aber schöner, als Samhaber, können wir die Dynamik von Südamerika nicht entschleiern. Wir wollten nur mitten in den Händeln der Alten Welt darauf aufmerksam machen, daß man sie nicht übersehen darf! Gerade Länder, wie Peru, haben durch den kühnen Griff nach einer auf 500 km hinausgeschobenen Sicherheitszone aus der alten Territorialgewässerenge von rund 5 km eine Verbesserung ihres geopolitischen Gleichgewichts erfahren, was der bloße Eintrag dieser Zone in die beigegefügte Kartenskizze ohne weiteres klarmacht. Was würde ein ähnlicher Schutz für Europa oder Ostasien gegen alle Piratenmächte bedeuten! Es wäre vorbei mit Blockadereiz und Blockadeangst.

Während sich als eine der großartigsten raumpolitischen Tatsachen der Alten Welt der Eurasiablock zwischen der Westbasis der Achsenmächte, der russischen Raumweite und der Führermacht Ostasiens in Etappen weiterentwickelt, muß als Beispiel der nachgerade doch im luftleeren Raum vor sich gehenden chinesischen Utopiapolitik an die vier „wesentlichen Punkte“ der Erklärung der VI. Plenarsitzung der Kuomintang in Chungking mit der Formulierung der chinesischen Verfassung und der Einberufung der Nationalversammlung auf den 12. Dezember 1939 erinnert werden.

Sie lauteten:

1. Fortsetzung des Widerstandes gegen die fremden Angreifer und Schutz der territorialen und administrativen Integrität Chinas;
2. Aufrechterhaltung der Gültigkeit der internationalen Verträge;
3. Ablehnung der Unterzeichnung eines Antikominternpaktes;
4. Aufrechterhaltung der unabhängigen Außenpolitik.

Vermutlich sollte das alles Marschall Chiang Kai-shek als Präsident des Exekutiv-Yüans besorgen, dem der Finanzminister Dr. H. H. Kung als Vizepräsident beisteht. Aber zur „Integrität“ im chinesischen Sinne fehlen doch zur Zeit rund 6¼ Mill. qkm, ein Raum gleich Europas besserer Hälfte; zur „Aufrechterhaltung der Gültigkeit internationaler Verträge“ die Garanten, die dafür ihre Haut zu Markte tragen wollen; die „Ablehnung der Unterzeichnung eines Antikominternpaktes“ ist — solange die Kommunisten maßgebenden Regierungseinfluß und Verfügung über Sinkiang, Kansu, Shensi und Ninghsia haben — eine ziemlich platonische Angelegenheit; und die „Aufrechterhaltung der unabhängigen Außenpolitik“ auch, sobald England und Frankreich zwangsweise aufhören, Kriegsbedarf über Birma und Indochina zu liefern und Japan seine Festlandoption im wachsen-

den Ausgleich mit den Sowjetbünden und wachsendem Abstoßen der USA. von den Gestaden der Alten Welt vollzieht. Ohne Japan gibt es nur ein abhängiges Ostasien, mit ihm ein von ihm geführtes! —

Darum verzeichnen wir politisch-wissenschaftliche Konstruktionen im luftleeren Raum, wie wir eine neue Auflage von Utopia zur Kenntnis nehmen würden, ohne geopolitische Unterlagen für ihre Durchführung erkennen zu können, so sehr wir nationalen Widerstand gegen Fremdgewalt als solchen achten.

Ein solcher Widerstand ist volksethisch immer achtenswert und vermag sich — wie gerade Großdeutschland gegenüber den Westmächten beweist — früher oder später wieder im Raume zu verkörpern.

Vorläufig aber nutzt Japan die Kapitulation von Wangtschingwei zur Aufrichtung seiner Vormacht in einem von ihm neu zu organisierenden Ostasien.

HANS HUMMEL: Kurznachrichten

ÄGYPTEN. — Die Einnahmen der Suezkanalgesellschaft für 1939 betrugen 7,99 Mill. Pfund Sterling gegen 9,66 Mill. im Jahre 1938. — Der westliche Teil des Hafens von Alexandrien wird mit englischem Geld so weit ausgebaut, daß auch den größten englischen Kriegsschiffen das Einlaufen und Ankeren ermöglicht wird.

BELGIEN. — Vor allem durch den Ausfall der festen Schifffahrtslinien und des deutschen Transits ist der Hafen von Antwerpen (als Beispiel für andere Häfen Belgiens und der Niederlande genommen) verödet. In den Monaten September bis November 1939 belief sich der Schiffsverkehr in Antwerpen 981 Schiffe mit 1,88 Mill. Moorsom-Tonnen (Warentonnen) gegen 3024 Schiffe mit 6,17 Mill. Moorsom-Tonnen für die gleiche Zeit des Vorjahres. Im November waren 27000 Arbeiter im Hafen beschäftigt gegen 71000 im November 1938.

BRITISCH-HONDURAS. — Nachdem Guatemala verschärfte Forderungen auf Rückgabe von Britisch-Honduras erhoben hat, verstärken sich auch in Mexiko die Stimmen, die die Rückgabe des von Mexiko beanspruchten Teil der Kolonie fordern.

CHINA. — Wangtschingwei erklärte Ende Januar auf einer Tsingtauer Konferenz, daß die neue Nationalregierung Chinas im März konstituiert werden werde, daß ihr Bereich sich über ganz China einschließlich Tschungkingchinas, der Mongolei und Nordchinas erstrecken und die Tschungkingregierung ungesetzlich erklärt werden werde. Die neue Regierung werde alle ausländischen Anleihen, soweit vor dem Krieg aufgenommen, anerkennen. Einheitswährung, Einheitszölle, staatliche Post, Telegraph, Eisenbahnen und einheitliche Wehrmacht seien geplant. Die Innere Mongolei werde autonom werden, Nordchina (Hopei, Schansi, Schantung bis zur Lunghai-Bahn) werde für die Fragen des

wirtschaftlichen Wiederaufbaus dem nordchinesischen Rat für politische Angelegenheiten unterstellt werden.

COSTARICA. — Mitte Januar beauftragte die Regierung die USA.-Marine mit dem Neutralitätsschutz des Landes und gestattete, daß USA.-Marine-Einheiten die Häfen Costaricas ohne Anmeldung anlaufen können.

DEUTSCHES REICH. — Die Kampftätigkeit an der Front beschränkte sich im Berichtsmonat fast ausschließlich auf die Seekriegsführung gegen England. Aus dem Krieg gegen die englische Marine und die Zufuhren sei hervorgehoben: Am 22. Januar wurde der moderne englische Torpedojäger „Grenville“ (1485 Tonnen) in der Nordsee vernichtet, am 24. der ebenso große Torpedojäger „Exmouth“, am 16. drei englische U-Boote in der Deutschen Bucht. Die Luftwaffe, die ständig Aufklärungsflüge über England und der Nordsee durchführte, griff dabei verschiedentlich Vorpostenboote, Kriegsschiffe und Geleitzüge an, wodurch eine große Zahl von bewaffneten Handelsdampfern und Vorpostenbooten versenkt werden konnte. Die erfolgreichsten Angriffe fanden am 9. Januar (6 bewaffnete Handelsschiffe, 2 Vorpostenboote), am 12. Januar (3 Vorpostenboote), am 29. Januar (7 bewaffnete Handelsschiffe, 2 Vorpostenboote) und am 30. Januar (ebenfalls 7 bewaffnete Handelsschiffe und 2 Vorpostenboote) statt. — Durch Gesetz mit Wirkung vom 1. Januar sind die Weichsel im Bereich des Reichsgaus Danzig — Westpreußen und der Provinz Ostpreußen, die Warthe von Kolo ab und die Netze vom Goplo-See abwärts zu Reichswasserstraßen erklärt worden.

FRANKREICH. — Am 24. Januar hat die Regierung in einer Note an die Regierung von Panama die Nichtanerkennung der amerikanischen Sicherheitszone ausgesprochen. Nur wenn die amerikanischen Regierungen

weder deutschen Handels- noch Kriegsschiffen die Befahrung der Zone gestatte, könne sich Frankreich mit dem Vorschlag befreunden. Die Zone sei eine Einschränkung der Rechte Frankreichs und Englands als der meerbeherrschenden Nationen. — Die Lage der französischen Landwirtschaft wird immer katastrophaler, da alle Arbeitskräfte fehlen. Der „Temps“ vom 30. Januar meinte dazu: „Wenn sich solche Mißstände (Nichtbestellung, Nichtaussaat) häufen, so wird schließlich eine verlorene Schlacht daraus erwachsen.“ Am gleichen Tage stellte Senator Dormann im „Matin“ fest, daß kaum 10% der Wintersaat bisher ausgesät seien, und im Frühjahr werde es noch viel schwerer sein, Arbeitskräfte heranzuziehen, die durch eine Vergrößerung der Sommeraussaat den Ausgleich herstellen könnten.

GROSSBRITANNIEN. — Die britische Regierung hat in einer Note Mitte Januar die amerikanische Sicherheitszone nicht anerkannt, da sie die Preisgabe eines natürlichen Rechtes eines kriegführenden Staates bedeute. Die rechtmäßige Tätigkeit der britischen Kriegsschiffe an den amerikanischen Küsten trage lediglich zur Sicherheit des amerikanischen Kontinents bei. England würde die Zone anerkennen, wenn die amerikanischen Regierungen deutschen Kriegsschiffen das Einlaufen in die Zone untersagen würden. — Am 20. Januar richtete im Rahmen des großen englischen Werbefeldzuges für den Eintritt der Neutralen in den Krieg an der Seite der Westmächte Winston Churchill einen dringenden Appell an die Neutralen und malte aus, was geschehen würde, „wenn alle diese neutralen Staaten in einem einzigen spontanen Impuls ihre Pflicht täten und mit dem britischen und französischen Imperium gegen Angriff und Unrecht mitkämpfen würden“. — Mit Wirkung vom 1. Februar ist die gesamte britische Handels- und Fahrgasttonnage von der britischen Regierung beschlagnahmt worden. Im Bezirk von Newcastle mußte eine Reihe von Kohlengruben stillgelegt werden, da die Halden überfüllt sind, aber keine Frachttonnage vorhanden ist, um die Vorräte abzufahren.

HONGKONG. — Ab 2. Januar ist der Hafen von Hongkong als „Vorsichtsmaßnahme zum Schutze der britischen Kronkolonie in Kriegszeiten“ für die internationale Schifffahrt geschlossen worden.

ITALIEN. — Von 266 000 Optionsberechtigten in Südtirol haben in der Optionszeit 185 000 für Deutschland optiert und werden bis Ende 1942 ihre Heimat verlassen. Die Bedingungen für das Optionsrecht waren sehr weit gefaßt, so daß sich unter der Zahl der Optionsberechtigten viele Tausende befanden, deren Volkszugehörigkeit von vornherein zweifelhaft war.

LYBIEN. — Im Fessan-Gebiet in Südlibyen sind Mitte Januar ungewohnt reiche Niederschläge niedergegangen. Dadurch wurde einer der Hauptorte des Fessan-Gebietes, Mursuk, der auf der Sohle eines ausgetrockneten Sees aufgebaut war, zerstört.

MALTA. — Anfang Januar wurde auf Malta verfügt, daß nunmehr das Italienische auch nicht mehr in der theologischen und der philosophischen Fakultät der Hochschule gelehrt werden darf.

NIEDERLANDE. — Für das abgelaufene Geschäftsjahr hat die Verwaltung der Royal Dutch Shell (Koninklijke) eine Zwischen dividende von 5 gegen 6% im Vorjahr ausgeschüttet. Die Gesamtdividende wird in Amsterdamer Kreisen auf 15 gegen 20% im Vorjahr geschätzt.

NORWEGEN. — In USA. finden Verhandlungen über eine Fluglinie USA.-Skandinavien statt, für die wahrscheinlich Stavanger als skandinavischer Landeplatz vorgesehen ist.

RUMÄNIEN. — Ein großer Teil der Stadt Klausenburg wurde zur Militärzone erklärt. — Am 15. Januar wurde ein Generalkommissariat für Erdöl errichtet, dem sämtliche Erdölproduktionsangelegenheiten unterstellt sind. Es ist als Gegenzug gegen die englischen Sabotageakte und gegen die Bemühungen der ausländischen Ölgesellschaften gedacht, die die Förderung zuungunsten der rumänischen Ausfuhr drosseln wollen.

SCHWEDEN. — Der bei der Tagung der Genfer Liga eingeleitete Feldzug der Westmächte, die skandinavischen Staaten auf dem Umweg über ihre Interessen am finnisch-russischen Konflikt in den westlichen Krieg hineinzuziehen, wurde von England mit Beginn des neuen Jahres verstärkt aufgenommen. Die „Times“ warnte Schweden Anfang Januar vor der Gefahr, die aus dem Zurückweichen finnischer Truppen auf schwedisches Gebiet entstehen könnte: „Schweden kann es sich nicht leisten, es so weit kommen zu lassen. In seinem eigenen Interesse muß es uns aktiv zu Hilfe kommen.“ „Aftonbladet“ beantwortete diese Aufforderung mit der Klarlegung der englischen Ziele. Die Frage des Transits von Waffen nach Finnland bringe Schweden der Gefahrenzone näher. Das russische Blatt „Trud“ warnte Mitte Januar Schweden mit klaren Worten vor dem Spiel, in das es sich einlasse. England wolle nur den Kriegsschauplatz erweitern und die Erzzufuhr nach Deutschland unterbinden. Ministerpräsident Hansson gab dann am 17. Januar vor dem Reichstag die Erklärung ab, daß Schweden unbedingt an der Neutralität in beiden Kriegen festhalten werde, daß die Diskussion darüber, ob Schweden sich heraushalten könne, ganz über Schwedens Kopf hinweg geführt werde und daß Truppentransporte im Transit nicht zugelassen werden würden.

SOWJETRUSSLAND. — Zwischen der Sowjetregierung einerseits und Schweden und Norwegen andererseits fand zwischen dem 5. und 10. Januar ein Notenwechsel in der Frage der Freiwilligen und der Waffenhilfe für Finnland statt, der mit einer Ablehnung jeder Einmischung in Finnland seitens Schwedens und Norwegens endete, aber die Sowjetregierung nicht voll befriedigte. — Die Arbeiten an dem Kanal, der Bug, Priipet und Dnjepr verbinden soll, sind bereits in Angriff genommen. Man rechnet damit, daß schon im April der erste Verkehr zwischen Schwarzem Meer und Bug—Weichsel aufgenommen werden kann, so daß dann eine neue Verkehrsverbindung vor allem für Öllieferungen zwischen Rußland und dem Deutschen Reich besteht.

SPANIEN. — Am 1. Januar wurde der direkte Eisenbahnverkehr zwischen Spanien und Frankreich wieder aufgenommen.

SÜDAFRIKANISCHE UNION. — Der Antrag General Hertzogs auf Aufhebung des Kriegszustandes mit Deutschland wurde vom Parlament mit einer knappen Mehrheit abgelehnt. Hertzog und Dr. Malan haben sich Ende Januar über die gemeinsamen Ziele geeinigt: Loslösung aus dem Britischen Reich und Errichtung einer selbständigen Republik. Als Nahziel werden Neuwahlen gefordert.

TÜRKEI. — Im Zusammenhang mit der Reise General Weygands, des Führers des englisch-französischen Expeditionsheeres in Syrien, das „zum Schutze der Türkei gegen Rußland“ aufgestellt ist, nach Ankara, schrieb „Tevere“ am 26. Januar: „Die Türkei hat eine übertrieben große Aufgabe von den Westmächten übernommen, ähnlich wie früher Polen und die Tschechoslowakei. Die Türkei hat sich zu einem gefährlichen Spiel

hergegeben und sich zu einem Werkzeug in der Hand der Westmächte machen lassen, deren Balkanpolitik immer bestrebt war, den Lebensatem Roms durch einen Dorn in der Flanke einzuengen.“ Die Abkommen über die Mittelmeerverhältnisse seien durch die syrischen Truppenzusammenziehungen Weygands verletzt worden.

UNGARN. — Nach einer amtlichen Statistik gibt es zur Zeit 12,5 Mill. Magyaren, davon 9,25 in Ungarn, 1,75 in Rumänien, 0,5 in Jugoslawien, 0,5 in USA., 60 000 in der Slowakei und je 40 000 im Deutschen Reich und in Frankreich.

VEREINIGTE STAATEN VON NORDAMERIKA. — „Associated Press“ bemerkte zu den Marinevorschlägen und dem Seeaufrüstungsprogramm Anfang Januar, daß sich zum zweiten Male innerhalb eines Vierteljahrhunderts den USA. die Gelegenheit biete, die Herrschaft der Meere zu übernehmen und daß diesmal die USA.-Marine die Gelegenheit nicht versäumen werde. — Außenminister Hull richtete am 20. Januar erneut einen scharfen Protest an England wegen der „diskriminierenden Belästigung der amerikanischen Schifffahrt vom und zum Mittelmeer“. — Von Februar werden die im Rahmen des englisch-amerikanischen Baumwollgummiustauschs vorgesehenen amerikanischen Baumwolllieferungen nicht stattfinden.

Verweisungen: Deutsches Reich s. a. Italien, Sowjetrußland — Finnland s. Schweden — Frankreich s. a. Spanien — Großbritannien s. a. Ägypten, Deutsches Reich, USA — Italien s. a. Türkei — Mexiko s. Brit.-Honduras — Mongolei s. China — Norwegen s. a. Sowjetrußland — Panama s. Frankreich, Großbritannien — Schweden s. a. Sowjetrußland — Sowjetrußland s. a. Schweden — Syrien s. Türkei — USA. s. Costarica, Norwegen.

(Abgeschlossen am 1. Februar 1940.)

Ein estländischer Dichter

A. H. Tammsaare, Wargamäe. 492 S. Holle & Co. Verlag, Berlin. Br. RM. 4,80, geb. RM. 7.—.

Diese umfassende Gesamtschau eines estnischen Bauernlebens in Romanform führt tief hinein in ein Volkstum, das uns fremd ist, so starke Züge des ewig Bäuerlichen es auch trägt. Ein ausgesprochen slawisches Element schwingt von der ersten bis zur letzten Seite. Es ist reizvoll zu sehen, welch gewaltiger Abstand von diesen estnischen Bauern zu dem Leben der deutschen Oberschicht ist. Nur ganz selten ist von den deutschen Gutsbesitzern und Beamten die Rede; man hat an diesen Stellen das Gefühl, es handle sich um Halbgötter, die völlig jenseits des bäuerlichen Blickfeldes leben.

Von diesen Überlegungen abgesehen, ist der Roman mit einer wohlthuenden Schlichtheit um das Leben eines Bauern herumgebaut, der mit seinen beiden Frauen und mit seinen Kindern unter Einsatz und völligem Verbrauch seines Lebens mit einem kargen Boden ringt; und nicht nur mit dem Boden allein, sondern auch mit den Menschen ringsum.

Ein Roman, — aber er ist gerade dem geopolitisch sehenden Menschen zu empfehlen; denn er führt in das innere Leben eines Menschenschlages hinein, mit dem wir Deutschen seit Jahrtausenden zu tun haben, und auch in Zukunft Berührung haben werden, ohne ihn von außen her allein begreifen zu können.

Kurt Vowinkel

HANS HUMMEL: Kriegsbüchertafel

(Fortsetzung)

Ungefähr zum gleichen Thema erschienen drei Neuauflagen unserer Klassiker:

Carl v. Clausewitz: Krieg und Staat. Eine Auswahl aus den kriegsphilosophischen und politischen Schriften. Hans Niemann hrs. 163 S. Protte, Potsdam 1937. Geb. RM. 2.80.

Carl von Clausewitz: Strategie aus dem Jahre 1804 mit Zusätzen von 1808 und 1809. Eberhard Kessel hrs. 90 S. Hanseat. Verlagsanst., Hamburg 1937.

Helmuth von Moltke: Strategie und Politik. Eine Auswahl aus Moltkes Schriften. Eberhard Kessel hrs. 156 S. Protte, Potsdam 1937. Geb. RM. 2.80.

Alle drei in der Auswahl sehr gut auf jene Fragen zugeschnitten, die uns heute interessieren. Sie sollten zum eisernen Bestand jeder privaten Kriegsbücherei gehören. Etwas anspruchsvoller, nicht nur für Liebhaber schöner Bücher, sondern für jene, die genauer in die militärpolitischen Anschauungen der Vergangenheit eindringen wollen, ist eine andere Neuausgabe:

Napoleon I.: Darstellung der Kriege Caesars, Turrennes und Friedrichs des Großen. Vom Kaiser auf St. Helena geschrieben. Hans E. Friedrich hrs. 491 S. mit interessanten Karten und Bildern. Vorwerk-Verlag, Berlin 1938.

Diese reifste Arbeit des großen Kaisers über die von ihm am meisten geschätzten Feldherren findet ihre Leser nicht nur in militärischen Fachkreisen, sondern verdient in ihrer geistigen und stilistischen Vollkommenheit weitaus größere Beachtung.

Albrecht Blau: Geistige Kriegführung. 80 S. Voggenreiter, Potsdam 1937. Kart. RM. 1.80, geb. 2.40.

In der Grauen Bücherei nun auch eine Arbeit über Propaganda und Kampf um die Seelen der kriegsführenden Völker, die gut in die Methode dieser heute so scharfen Waffengattung einführt und empfehlen werden kann.

Von einem ganz neuartigen Gesichtspunkt geht **Werner Picht: Die Wandlungen des Kämpfers.** 183 S. Vorwerk-Verlag, Berlin 1938.

aus, der durch die Geschichte in ausdrucksvollem Stil die Wandlungen in der Anschauung vom Soldatentum verfolgt. Das Buch enthält sehr tiefe und zeitgemäße Gedanken, die zum Teil in einer gefeilten aporistischen Form niedergelegt sind.

Nun zum Thema noch einige technische Arbeiten von höchstem Gegenwartsinteresse:

Werner Plaga: Das bewaffnete Handelsschiff. Eine völkerrechtlich-wehrpolitische Betrachtung. 120 S. Hanseat. Verlagsanst., Hamburg 1939. Br. RM. 4.—, geb. RM. 5.—.

Herhudt von Rohden: Vom Luftkriege. Gedanken über Führung und Einsatz moderner Luftwaffen. 58 S., 4 Sk. Mittler, Berlin 1938. Kart. RM. 1.80.

Otto Ernst Schüddokopf: Britische Gedanken über den Einsatz des Luftzeuges. 131 S., 6 Kt. Mittler, Berlin 1939. Kart. RM. 3.80.

Karl Wilhelm Förster: Verkehrswirtschaft und Krieg. In: Schr. z. kriegswirtsch. Forsch. u. Schulung. 58 S. Hanseat. Verlagsanst., Hamburg 1937. Kart. RM. 1.80.

Prof. Dr.-Ing. Blum: Verkehrspolitik und Verkehrswesen als Kriegsmittel der Gegenwart. Sonderdruck aus: Militärwiss. Rundschau. 34 S. Mittler, Berlin 1937.

Adolf-Boelling Overweg: Die chemische Waffe und das Völkerrecht. 130 S. Mittler, Berlin 1937. Kart. RM. 4.50.

Von diesen Arbeiten, deren Themen für sich selbst sprechen, seien als besonders aktuell und empfehlenswert die Bücher von Plaga, der gerade rechtzeitig unseren Standpunkt zur Frage des bewaffneten Handelsschiffes festlegt, von Schüddokopf, dessen englische Meinungssammlung in einem so schlagenden und das Lesen lohnenden Gegensatz zu den neuesten Ereignissen steht, und von Overweg über den chemischen Krieg hervorgehoben.

Neben Politik und geistig-technischer Kriegführung ist das dritte große Thema der Dreieinigkeit des totalen Krieges die Wirtschaft.

Carl Brinkmann: Weltpolitik und Weltwirtschaft der neuesten Zeit. 116 S. Junker & Dünhaupt, Berlin 1936. Br. RM. 3.60.

Anton Reithinger: Das wirtschaftliche Gesicht Europas. In: Weltwende, Hermann Stegemann hrs. 180 S. Deutsch. Verlagsanst., Stuttgart 1936.

B.s. knappe Arbeit, die die großen Wirtschaftspragen der Nachkriegszeit im Zusammenhang mit der Politik behandelt, faßt mit der Methode instruktiver Beispiele den ganzen Fragenkreis zu einem geistvollen Essay zusammen, das die moderne Einstellung des deutschen Wirtschaftswissenschaftlers ausgezeichnet kennzeichnet. — R.s. Buch ist mehr auf die Darstellung der grundlegenden statistischen Tatsachen gerichtet, wobei seine Einteilung Europas in Großräume den geopolitischen Gedankengängen sehr nahe kommt, ein durchaus noch gültiges Buch.

Walter Pahl: Weltkampf um Rohstoffe. 368 S., 21 Kt., 45 Abb. Goldmann, Leipzig 1939. Kart. RM. 6.80, geb. RM. 8.50.

Das umfangreiche politische Wissen Pahls kommt auch in diesem neuesten Buch zum Ausdruck. In klarer Übersichtlichkeit werden die Rohstoffe einzeln behandelt, zuerst die Kraftstoffe, Kohle, Öl, dann die Metalle, Eisen, Kupfer, Zinn, Aluminium usw., die Textilrohstoffe und Kautschuk, die Nahrungsmittel (Sojabohne, Walfett, Kaffee, Tee, Kakao, aber nicht Getreide) und zum Schluß eine Übersicht über die Rohstofffrüktion der einzelnen Großmächte. Ein tadelloses, instruktives und kaum zu entbehrendes Buch. Dagegen scheint mir der neue

Anton Zischka: Brot für zwei Milliarden Menschen. 352 S., 32 Abb. Goldmann, Leipzig 1938. Kart. RM. 6.80, geb. RM. 8.50.

nicht so gelungen, obgleich er die Arbeit Pahls nach der Getreideseite hätte ergänzen sollen. Nach einer Darstellung der Agrarverfassung Chinas, Rußlands, der USA. und Deutschlands kommt Z. zu einem recht langweiligen Teil über die Geschichte der Hauptnahrungsmittel, vor allem also des Getreides und der Fette, und erörtert dann die neuen Möglichkeiten mit dem Thema „Nahrung für alle?“. Wegen seiner vielen Längen erfüllt das Buch wohl nicht ganz den vorgesehenen Zweck und steht anderen Büchern des gleichen Autors weit nach.

Ferdinand Friedensburg: Das Erdöl im Weltkrieg. 131 S., 4 Kt. Enke, Stuttgart 1939. Br. RM. 10.—.

F. gehört seit einigen Jahren zu unseren bedeutendsten Wehrwirtschaftsgeographen, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen kann. Seine einwandfreien, aus besten Quellen erarbeiteten Bücher genießen großes Ansehen, mit Recht. Jetzt legt er eine Studie über Verwendung, Bezug und Bewirtschaftung des Erdöls im Weltkrieg vor, das grundlegend für die heutigen Erdölfragen werden dürfte. Dieses überaus aktuelle Buch kann sehr empfohlen werden.

Als letztes, aber doch bedeutendes Werk aus der Wirtschaftsliteratur nennen wir

Herbert Kriesche: Das Volk in der Wirtschaft. Ein Versuch vom Standpunkt volkswirtschaftlicher Wirtschaftsbetrachtung an Beispielen aus dem wirtschaftlichen Nationalitätenkampf. 336 S. Fischer, Jena 1937. Br. RM. 12.—.

Dies Buch war einer ausführlicheren Würdigung vorbehalten, muß nun aber genannt werden, obgleich der Raum für genauere Besprechung fehlt. Es ist dies der erste und gelungene Versuch, die Methode und Theorie des wirtschaftlichen Volkstumskampfes aufzuzeichnen. In klarer Gliederung unter Verwendung moderner wirtschaftswissenschaftlicher Erkenntnisse beschreibt K. erstmalig jenes gewaltige Kampfgebiet, dessen Auswirkungen wir bei dem Kampf gegen die Sudetendeutschen und die Deutschen in Polen noch in so schmerzlicher Erinnerung haben. Für alle, die sich genauer über den blutigen Kampf an den Volkstums- grenzen jedes Volkes informieren wollen, ist dies Buch von größter Bedeutung und verdient uneingeschränkte Anerkennung.

Nun zu den Kriegführenden. Über Deutschlands Stellung, Politik und Friedensforderung ist alles klar. Was wir erleben, brauchen wir nicht zu lesen. So greifen wir nur heraus.

Hermann Jahrreiß: Deutschland und Europa. 64 S. Schaffstein, Köln 1939. Kart. RM. 0.40, geb. RM. 0.80.

In der verdienstvollen Reihe der „Schriften zur völkischen Bildung“, Herausgeber Johannes Böhler, eine kleine, inhaltreiche Schrift, die die räumlichen Voraussetzungen unserer europäischen Aufgabe klarstellt und diese selbst fordernd umreißt.

Horst Wagenführ: Großdeutschlands Wirtschaft. 160 S., 4 Kt. Goldmann, Leipzig 1939. Geb. RM. 3.30.

Eine sehr nützliche Schrift in der Reihe „Weltgeschehen“ über Aufbau und Gliederung der groß-deutschen Wirtschaft, eine gute Unterlage für die Kenntnis unserer kriegswirtschaftlichen Erfordernisse. Die Schrift enthält auf kleinem Raum viele Einzelangaben und wird sehr willkommen sein.

Carl Prochaska hrs.: Prag in der deutschen Geschichte. 71 S. Czerny, Prag u. Leipzig 1939. Kart. RM. 0.60, geb. RM. 1.50.

Kundige Männer haben hier ein kleines, brauchbares Heft zusammengestellt, das uns die deutsche Bedeutung Prags nahebringt.

Der erste Teil des Krieges ist mit einer die ganze Welt überraschenden Schnelligkeit beendet worden: der polnische Feldzug, der nur drei Wochen dauerte, hat endlich alle Fragen gelöst, die im deutschen Ost-raum immer noch schmerzlich zur Debatte standen. Die Berechtigung zu dieser deutschen Lösung der Fragen ist durch Beden und Taten des Führers klar-gestellt worden. Wer Genaueres über die Hintergründe und Entwicklungen im polnischen Raum wissen will und über die Fragen der deutschen Ostgrenze, der hat jetzt eine Reihe kleinerer und größerer Veröffentlichungen zur Verfügung, die, in allen Schaufenstern ausgestellt, aktuellste Bedeutung haben:

Erich Keyser: Geschichte des deutschen Weichsel-landes. 159 S. Hirzel, Leipzig 1939. Kart. RM. 3.60.

Margarete Gärtner hrs.: Zeugnisse der Wahrheit. Danzig und der Korridor im Urteil des Auslandes. (Alphabetisch nach Namen der Zitierten geordnet.) 79 S. Volk u. Reich, Berlin 1939. Kart. RM. 1.—.

Arnold Zelle: 50 Korridorthesen. Abrechnung mit Polen. 95 S. Volk u. Reich, Berlin 1939. Kart. RM. 2.40.

Fritz Röbber: Deutschland, Polen und der Korridor. 37 S. Krueger & Horn, Dresden 1939. Br. RM. 0.75.

Wir weisen besonders auf die sorgfältige Arbeit des bekannten Danziger Historikers Keyser über die jetzt befreite westpreussische Provinz hin, die sachlich und nüchtern die Dinge darstellt, wie sie waren und sind. Das Buch wird weite Verbreitung finden.

Über Polen selbst und den Nordostraum liegen vor:
Gustav Paul: Rasse und Staat im Nordostraum. 45 S., 15 Abb. u. Kt. Lehmann, München 1937. Kart. RM. 1.80.

Ein kleiner geschichtlicher Abriss des Raumes im Dreieck Lübeck—Leningrad—Donaumündung, in manchem etwas gewollt originell.

Friedrich Wilhelm von Oertzen: Das ist Polen! 249 S. Langen-Müller, München 1939. Kart. RM. 3.60, geb. RM. 4.80.

Rolf Wingendorf: Polen. Volk zwischen Ost und West. 200 S., 22 Abb., 1 Kt. Steiniger (Hobbing), Berlin 1939. Geb. RM. 6.80.

Herbert Ludat: Polens Stellung in Ostmitteleuropa in Geschichte und Gegenwart. 35 S. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1939. Br. RM. 0.80.

Oertzens erschütterndes Buch ist die grausigste Anklage gegen Polen, hervorgegangen aus genauester Kenntnis der polnischen Weltkriegs- und Nachkriegs-politik. In diesem Buch ist das stichhaltigste Material zum Gebrauche für die ganze Welt ebenso, nur anders durch seinen packenden Stil, gesammelt wie in dem Buch Wingendorfs, der nicht über den glänzenden Reportagestil Oertzens verfügt, dafür aber im ganzen vollständiger und systematischer vorgeht. Ist Oertzens Buch eine Anklage aus dem Herzen und aus eigenster Erfahrung, so das von Wingendorf eine Anklage aus der Lehre der Geschichte, beide überzeugend, wie man sich Polenbücher nicht überzeugender vorstellen kann. Hier liegt die Berechtigung unseres polnischen Feld-zuges für die ganze Welt verzeichnet.

Beiträge zur Wirtschafts- und Verkehrsgeographie Polens. Jahresbericht für 1938. 115 S. Priebatsch, Breslau 1939. Kart. RM. 6.—.

Martin Bürgener: Pripet-Polesse. Das Bild einer polnischen Ostraumlandschaft. 135 S., 13 Kt. u. Sk., 40 Abb. Perthes, Gotha 1939.

In den Beiträgen, die als Veröffentlichung der Schles. Ges. f. Erdkunde herausgegeben sind, werden Themen von aktuellster Bedeutung behandelt: Knothe über das polnische Gewässernetz, Hahn über Bedeutung und Ausbau der polnischen Wasserstraßen, Hackenberg über die Kohlenmagistrale, Pietten über die polnischen Erdölfelder, ein sehr wertvolles Heft. B. berichtet in einer ausführlichen landeskundlichen Studie über Polesien, Land, Leute, Geschichte, Verhältnis zum polnischen Staat, politische und strategische Bedeutung, eine Arbeit bester deutscher landeskundlicher Schule.

Durch den Abschluß des polnischen Feldzuges war nun auch das polnische Grenzproblem gelöst worden, es blieben im Osten nur die Fragen der deutschen Volksplitter im Baltikum, wo seit Jahrhunderten Deutsche ihr ganzes Leben für den Aufbau des Landes hergegeben hatten. Auch diese Frage wurde jetzt geregelt, die baltischen Deutschen werden umgesiedelt und erhalten neue Aufgaben im deutschen Osten. Ihre Arbeit im Baltikum wird aber weder von uns noch von den neuen Staatsvölkern des Baltikums vergessen werden. So erscheint zur rechten Zeit, zum Gedenken an die schwersten Jahre des Baltikums:

Glaus Grimm: Jahre deutscher Entscheidung im Baltikum. 1918/19. 515 S., 15 Abb., 4 Kt. Essener Verlagsanst., Essen 1939. Br. RM. 14.—, geb. RM. 17.—.

Mit allen Einzelheiten ist hier die Geschichte der baltischen Kämpfe von der Besetzung Kurlands im Weltkrieg bis zum Auszug der deutschen Freiwilligenverbände geschildert. Das umfangreiche Buch ruft die Erinnerung an eine schwere und große Zeit im Baltikum wach und wird zum Ausdruck unvergessener deutscher Arbeit im Nordosten.

(Fortsetzung über England, Frankreich und die Neutralen in einem der nächsten Hefte.)

EINE NEUERSCHEINUNG VON HOHER BEDEUTUNG

DIE GROSSE VÖLKERKUNDE

SITTEN, GEBRÄUCHE UND WESEN FREMDER VÖLKER

Unter Mitarbeit namhafter Fachgelehrter herausgegeben von Dr. Hugo A. Bernatzik. 3 Bände. Format 19 × 27,5 cm. Insgesamt 1113 Seiten mit 574 Bildern, darunter zahlreiche ganzseitige und 16 mehrfarbige auf Kartonblättern sowie 28 völkerkundliche Karten. Ausführliches Register und Schrifttumsverzeichnis. Jeder Band in Ganzleinen 16 Mark. Das Werk wird nur vollständig abgegeben. Ausführlicher Prospekt durch jede Buchhandlung oder vom Verlag.

Diese neue Völkerkunde ist eine auf wissenschaftlicher Grundlage geschriebene Übersicht über das Leben der Völker der Erde. Aber es ist damit nicht nur der vergleichenden Völkerkunde ein bedeutsames Standardwerk in die Hand gegeben, sondern es ist ein Hilfsmittel geschaffen worden, das jeden in die Lage setzt, in das geistige Wesen und Dasein der Völkerschaften des Erdballs einzudringen. Im besonderen Maße erhöht den Wert des Werkes, daß der Herausgeber vor allem solche Männer zur Mitarbeit herangezogen hat, die die einzelnen Völker selbst besucht und erforscht haben. Die Dinge werden so dargestellt, wie sie sind, ohne Beschönigung und ohne Einsatz besonderer stilistischer Mittel, wie es in den sogenannten Reisebeschreibungen, die gewisse Seiten des Forscherlebens in den Vordergrund stellen, häufig der Fall ist. Nicht weniger als 574 Bilder unterstützen die Darstellung in einzigartig zu nennender Weise. Die Abbildungen sind ebenso wissenschaftlich bedeutungsvoll für den Fachmann, wie eindrucksvoll und im höchsten Maße anregend für den Laien. Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine die heutigen Erfordernisse erfüllende, neu orientierte Völkerkunde, die geeignet ist, die Grundlage der modernen Kolonisation und ihrer ethnisch-politischen Voraussetzungen zu bilden.

GLIEDERUNG UND MITARBEITER:

BAND 1: EUROPA UND AFRIKA. Bearbeitet von Prof. Dr. H. Baumann, Prof. Dr. R. Bleichsteiner, Prof. Dr. Arthur Haberlandt, Dozent Dr. Walter Hirschberg, Prof. Dr. F. Krüger, Dr. Werner Vycichl, D. J. Wölfel und Dozent Dr. R. Wolfram. BAND 2: ASIEN. Bearbeitet von Dozent Dr. Hugo A. Bernatzik, Dozent Dr. Hans Findeisen, Dr. Th. Körner, Dr. Hans Nevermann u. Dr. A. Slawik. BAND 3: AMERIKA UND AUSTRALIEN. Bearbeitet von Prof. Dr. W. Krickeberg und Dr. Herbert Tischner.

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT / LEIPZIG

**Eines der aktuellsten Bücher
des Tages!**

Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges

Amtliche Dokumentensammlung

Herausgegeben vom **Auswärtigen Amt**

Ein Querschnitt durch das politische
Geschehen von Versailles bis zur
Gegenwart

INHALT

1. Kapitel: Entwicklung der deutsch-polnischen Beziehungen
 - A. Der Kampf gegen das Deutschtum in Polen und Danzig von 1919—1933
 - B. Deutschlands Bemühen um eine Verständigung mit Polen 1933—1939
2. Kapitel: Die englische Kriegspolitik
 - A. Britische Aufrüstung und Hetze gegen Deutschland
 - B. Die britische Haltung zur tschechischen Frage
 - C. Die britische Einkreisungspolitik seit Februar 1939
3. Kapitel: Deutschlands Bemühen um freundschaftliche Beziehungen zu seinen Nachbarländern
4. Kapitel: Polen als Werkzeug des englischen Kriegswillens
 - A. Die Auswirkung der britischen Einkreisungspolitik auf die Haltung Polens
 - B. Die letzte Phase der deutsch-polnischen Krise.

482 Dokumente — 344 Seiten
Preis RM 4.—

Außerdem ist noch lieferbar:

**Urkunden zur letzten Phase
der deutsch-polnischen Krise**

Herausgegeben vom **Auswärtigen Amt**

32 Seiten — Preis RM 1.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

**CARL HEYMANN'S VERLAG
BERLIN W 8**

**Das wirtschaftliche Gesicht des neuen
Deutschland.** Das Urteil eines Ausländers
Zweite, neu bearbeitete und erweiterte Auflage
Von Dipl. oec. Wladislaw Neresoff
108 S., u. 47 Abb. auf Kunstdruckpapier, Format Din B 5
In wirkungsvollem Silberkarton-Umschlag RM 4.20

Der Verfasser, ein bulgarischer Journalist, schildert hier — gestützt auf seine gründlichen Kenntnisse der deutschen Sprache und der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens — seine in Deutschland gewonnenen Eindrücke in klarer und lebendiger, für jedermann verständlicher Form. Neresoff hat tatsächlich keine Zeit und Mühe gescheut, um den sozialpolitischen Umwandlungsprozeß seit 1933 mit eigenen Augen zu verfolgen, zu prüfen und ohne ein Vorurteil wiederzugeben.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung
Haude & Spener'sche Buchhandlung Max Patschke
Verlag für Wirtschaftswissenschaften · Berlin W 35

Was wird aus Mitteldeutschland?

Eine eingehende
Darstellung zur Planung des
mitteldeutschen Raumes
finden Sie im
Heft 1/2
der Zeitschrift

RAUMFORSCHUNG UND RAUMORDNUNG

Das Doppelheft kostet 3.50 RM
Das Vierteljahr kostet 5.50 RM

Heidelberg — Berlin — Magdeburg
KURT VOWINCKEL VERLAG

„Luvon“

SPÜLTISCHE



**VIELSEITIGE
BAUFORMEN**

**Natürl. Nirosin-Becken
Konkurrenz. Befestigung**

ERNST WAGNER APPARATEBAU-REUTLINGEN Würt.